Die Zukunft.

Berlin, den 23. August 1902.

Kaiser und Kanzler.

Bernhard Ernst von Bülow, der die beiden mecklenburgischen Großherzogthümer im Bundesrath vertrat, als über die versailler Verträge abgestimmt werden sollte, wurde beinahe wüthend, da er am achtundzwanzigsten November 1870 erfuhr, welche Sonderrechte Bayern sich vorbehalten habe. Die Vertretung Preußens im Vorsitz des Bundesrathes, das Recht, Gesandte zu halten, die Partikularstellung im Heer, der Diplomatische Ausschuß, der unter Bayerns Präsidium die auswärtige Politik kontroliren sollte: das Alles ärgerte den in Holstein geborenen Mecklenburger. Doch Bayern war unter anderen Bedingungen für den Ewigen Bund nicht zu haben, bis zur bindenden Abstimmung blieb nur eine Frist von zwei Tagen, — und so schrieb der Bevollmächtigte denn an seinen Landesherrn nach Orleans: „Wir sind zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Verantwortung einer Ablehnung noch größer sein werde als die der Annahme. Wir haben uns namentlich sagen müssen, daß Graf Bismarck diesen Vertrag als ein Ganzes, als einen großen politischen Akt betrachtet habe, den er so nicht abgeschlossen hätte, wenn Bayerns Eintritt wohlfeiler und mehr im System und Schema der Verfassung zu haben gewesen wäre. Eine andere Frage ist, ob Bayern nicht klüger gehandelt hätte, einfach als primus inter pares einzutreten, auf sein Recht und sein eigenes Gewicht vertrauend, statt, wie jetzt der Fall, durch Ausnahmen zweifelhaften Werthes und zweifelhafter Dauer die Bundesgenossen zu verstimmen und den Reichstag zum Kampf gegen die Dauer dieser Sonderrechte herauszufordern. Was mir materiell am Wenigsten zusagt, ist Bayerns exzeptionelle Stellung zur Militärverfassung, während es doch im Militärausschuß volle

Stimme führt. Wenn aber der Bundesfeldherr diesen Preis für den Eintritt Bayerns in die Verfassung nicht zu hoch fand, so werden sich die anderen Bundesglieder dabei beruhigen müssen. Der Diplomatische Ausschuß wird sachlich keinen großen Einfluß oder Geschäftskreis haben, nur Bayern eine gewisse Wichtigkeit geben; aber er stört die Gleichberechtigung". Aus jedem Wort spricht mühsam verhaltener Groll. Auch die übrigen Exzeptionen seien „im Ganzen unzweckmäßig"; immerhin werde „das Triebwerk föderaler", die Gefahr eines straff centralisirten Staates gemindert und man könne deshalb die offene Ablehnung der bayerischen Ansprüche vermeiden. Long ago. Bayerns Sonderrecht ist in den großen Reichsangelegenheiten Jahrzehnte lang nie als lästig empfunden worden. Jetzt aber muß man sich der schweren Wehen, aus denen die Reichsverfassung entbunden ward, wieder erinnern. Denn im zweitgrößten Bundesstaat hat die Mehrheit des Volkes sich in leidenschaftlicher Erbitterung gegen eine Jngerenz des Reichsoberhauptes erhoben; und der verantwortliche Leiter der Reichsgeschäfte ist der Sohn des Mannes, der den bayerischen Sonderrechten nur eine „zweifelhafte Dauer" zusprach. Den Jnhalt der von seinem Vater verfaßten Staatsschriften hat der pietätvolle Sinn des Grafen Bernhard von Bülow sich gewiß längst eingeprägt. Doch er sollte auch nicht versäumen, in den Akten der Reichskanzlei den Erlaß zu suchen, in dem Bismarck Preußens Gesandten am münchener Hof ermahnte, unter keinen Umständen sich in bayerische Händel zu mischen.

Die Mahnung scheint leider vergessen. Am vierzehnten August lasen die Deutschen, las das Ausland die folgende, aus Swinemünde an den Prinzregenten von Bayern gerichtete Depesche: „Von meiner Reise eben heimgekehrt, lese ich mit tiefster Entrüstung von der Ablehnung der von Dir geforderten Summe für Kunstzwecke. Jch eile, meiner Empörung Ausdruck zu verleihen über die schnöde Undankbarkeit, welche sich durch diese Handlung kennzeichnet, sowohl gegen das Haus Wittelsbach im Allgemeinen als auch gegen Deine erhabene Person, welche stets als ein Muster der Hebung und Unterstützung der Kunst geglänzt. Zugleich bitte ich Dich, die Summe, welche Du benöthigst, Dir zur Verfügung stellen zu dürfen, damit Du in der Lage seiest, in vollstem Maße die Aufgaben auf dem Gebiete der Kunst, welche Du Dir gesteckt hast, zur Durchführung zu bringen. Wilhelm." Auch die Antwort Luitpolds von Bayern wurde mitgetheilt. Sehr höflich, sehr korrekt. Der Prinzregent spricht nicht, wie der Kaiser, von einer persönlichen Sache, sondern von einer Angelegenheit seiner Regirung. Die Annahme des angebotenen Geschenkes wird, als unmöglich, gar nicht erst erwähnt, sondern

nur berichtet, ein im Reichsrath sitzender Privatmann habe das Geld schon zur Verfügung gestellt. Die beiden Depeschen waren von Wolffs Telegraphischem Bureau veröffentlicht und mit dem Satz eingeleitet worden: „Wie wir aus München erfahren." Das sollte die Leser zu dem Glauben stimmen, die Publikation sei von der bayerischen Regirung ausgegangen. Nur die naivsten Gemüther konnten sich durch diesen Kniff täuschen lassen. Die münchener Offiziösen haben denn auch rasch erklärt, aus Bayern sei kein Wort von dem Depeschenwechsel in die Oeffentlichkeit gelangt. Die Telegramme sind also, vier Tage nach ihrer Absendung, von Berlin aus, ohne vorher eingeholte Einwilligung der bayerischen Instanzen, veröffentlicht worden.

Die Depesche des Kaisers enthält drei Sätze; vor einer kühl die Thatsachen wägenden Kritik kann keiner davon bestehen. „Von meiner Reise eben heimgekehrt, lese ich mit tiefster Entrüstung von der Ablehnung der von Dir geforderten Summe für Kunstzwecke". Wo las es der Kaiser? In einem Bericht des Reichskanzlers? Des am münchener Hof beglaubigten preußischen Gesandten? Oder in einer Zeitung, vielleicht gar einer, der die Taktik gebot, das Verhalten des politischen Gegners falsch darzustellen, die Tendenz seines Wollens zu färben? Darf auf eine Zeitungnachricht sich der Entschluß zu einer Staatsaktion stützen, deren Folgen unabsehbar sind? Jeder amtliche Bericht hätte, wenn er nicht von der Wahrheit wich, dem Kaiser die Vorgänge anders geschildert. In Bayern werden, wie in allen konstitutionellen Monarchien, die Vorlagen im Namen des Regenten in die Parlamente gebracht. Diese Formel bedeutet aber nicht etwa, jede Forderung sei nun als eine persönliche Sache des Regenten, jede Ablehnung als eine ihm zugefügte Kränkung zu betrachten; sonst hätte das Budgetrecht der Volksvertretung überhaupt keinen Sinn, wäre es wenigstens eine in der Hand des Monarchisten unbrauchbare Waffe. In allen Parlamenten der Erde werden, auch von den loyalsten Parteien, Geldforderungen abgelehnt und nie hat, seit den Tagen der letzten Stuarts, in solcher Ablehnung, selbst wenn sie einen vom höchsten Repräsentanten des Landes vorher nachdrücklich vertretenen Plan traf, Jemand ein Zeichen persönlichen Ressentiments gesehen. Die Aufgabe der Parlamente ist nicht, den Staatsoberhäuptern Gefälligkeiten zu erweisen, sondern, zu fördern, was ihnen nützlich, zu hindern, was ihnen überflüssig oder schädlich scheint. In Bayern hat es sich nicht, wie der Kaiser meint, um eine vom Prinzen Luitpold, der Verweser des Königreiches, nicht König ist, für Kunstzwecke verlangte Summe gehandelt, sondern um einzelne Forderungen aus dem Extraordinarium des Kultusetats. Herr von Landmann ist ge-

nöthigt worden, aus dem Amt des Kultusministers zu scheiden, weil er in einen Konflikt mit dem Senat der würzburger Universität gerathen war. Diese Nöthigung hat den Unwillen des Centrums erregt, das den bayerischen Landtag mit Stimmenmehrheit beherrscht. Was thut eine Mehrheit, um ihren Unmuth, ihr Mißtrauen nicht nur in nutzlos verhallenden Worten zu zeigen? Sie lehnt den ganzen Etat ab oder streicht einzelne Positionen. Damit will sie nicht etwa immer sagen, daß sie alles oder einzelnes im Etat Geforderte für unnützlich oder schädlich hält; solchen Sinn wollte weder die Deutsche Fortschrittspartei während der Zeit des preußischen Armeekonfliktes noch die Sozialdemokratie seit der Begründung des Reiches ihrer Budgetverweigerung geben. Der Zweck solcher parlamentarischen Machtmittel ist nur, der Regirung das Leben sauer zu machen und ihr zum Bewußtsein zu bringen, daß sie auf das Vertrauen der Mehrheit ferner nicht rechnen darf. Je unentbehrlicher das verweigerte Geld für die Fortführung der Staatsgeschäfte ist: um so besser; dann wird die Regirung sich zu fragen haben, ob sie sich den Wünschen der Mehrheit anbequemen oder den Appell an die Wähler wagen soll. Taktische Erwägungen haben das bayerische Centrum bestimmt, nicht den ganzen Etat, sondern nur einzelne Forderungen des Kultusbudgets abzulehnen. Das geschieht in Großbritanien, dem Stammlande des Parlamentarismus, sehr oft; von den geforderten Summen werden winzige Beträge, zehn, fünfzig, hundert Pfund Sterling, gestrichen, um die Regirung oder einen einzelnen Minister erkennen zu lehren: Du bist nicht mehr der Träger unseres Vertrauens. Nach diesem Muster hat das bayerische Centrum gehandelt; es hat seine Weigerung auf den Geschäftskreis des Kultusministeriums beschränkt und damit unzweideutig gesagt: Auf diesem Gebiet haben wir, seit der verantwortliche Leiter zum Rücktritt gedrängt worden ist, das Vertrauen zur Politik der Regirung verloren. An diesem Verfahren ist nichts zu tadeln; wer in den nach hartem Kampf erstrittenen konstitutionellen Einrichtungen nicht nur ein wesenloses Ornament sieht, Der muß, mag er Atheist, Protestant, Jude oder Buddhist sein, sich der Thatsache freuen, daß eine Partei, statt mit ohnmächtigen Keifreden die Luft zu erschüttern, offen und ohne Zagen die Machtmittel anwendet, deren Gebrauch ihr in der Verfassung verbürgt ist.

Unter den gestrichenen Summen waren auch hunderttausend Mark, die alljährlich zu Ankäufen für die Neue Pinakothek gefordert werden. Ob dieser karge Betrag bewilligt oder verweigert wird, ist für die Kunstkultur des Landes ganz gleichgiltig. Staatsunterstützung hat in moderner Zeit noch nie eine gesunde, kräftige Kunst geschaffen oder auch nur am Leben er-

halten. Münchens kunststädtischer Ruhm würde nicht erbleichen, wenn die Neue Pinakothek vor dem Selbstportrait des Herrn Stuck und vor ähnlichen begünstigten Mittelmäßigkeiten bewahrt bliebe. Die Kunsttendenzen des bayerischen Centrums werden freilich Vielen mißfallen. Aber auch dem Deutschen Kaiser? Die münchener Landtagsmehrheit wird fast überall, wo es sich nicht um in majorem Borussiae gloriam auf Bestellung gemalte oder gemeißelte Werke handelt, mit dem Reichsoberhaupt im Kunsturtheil zusammentreffen. Wilhelm der Zweite müßte, wenn er im bayerischen Landtag oder Reichsrath säße, nach seiner innersten Ueberzeugung jeden Heller der für Kunstzwecke geforderten Summen verweigern, denn sie werden zum größten Theil der modernen Kunst zugewandt, die, nach des Kaisers Wort, „in den Rinnstein niedersteigt und überhaupt keine Kunst ist". Als der Monarch neulich in Düsseldorf war, wurde, um seinem Auge ein Aergerniß zu ersparen, von getreuen Stadtvätern in der Königsallee über dem Portal einer Bilderausstellung das Schild mit der Aufschrift „Freie Kunst" entfernt und durch eine Guirlande ersetzt; in der selben Stadt sprach er sich, wie in den Zeitungen erzählt wird, in der Großen Kunstausstellung „so abfällig über Klingers Beethoven und über ein Kolossalgemälde von Sascha Schneider aus, daß die Heiterkeit der Anwesenden erregt wurde". „Am Meisten", heißt es weiter, „fesselte ihn die kunsthistorische Abtheilung, die er sich in allen Einzelheiten vom Domkapitular Schmitzen zeigen ließ". Genau so hätte ein Centrumsführer geurtheilt. Die Frommen beider Bekenntnisse wittern in der modernen Kunst, die weder der Kirche noch dem Staat Magddienste leisten will und einer natürlichen Schöpfungsgeschichte nachzuschaffen strebt, ein feindliches Element und bekämpfen sie deshalb mit dem Recht subjektiver Weltanschauung. Was von Sprechern der bayerischen Landtagsmehrheit über die Kunst gesagt worden ist, könnte auch vom Deutschen Kaiser gesagt worden sein, ist zum Theil, fast mit den selben Worten, von ihm gesagt worden. Hier aber handelt sichs zunächst um Politik, nicht um Kunstgeschmack. Und wenn die münchener Centrumsleute die rohsten Banausen wären, Böotier, Barbaren, wenn sie vor jeder starken Regung künstlerischer Kultur so fremd und verständnißlos ständen wie ein Zugstier vor Michelangelos Medicäergruft: auch dann noch hätten sie das Recht nicht nur, — nein, auch dann noch die Pflicht, ihrer Ueberzeugung das politische Handeln anzupassen. Sie sind gewählt, um den Volkswillen, die Volkswünsche zu vertreten. Ist das Volk mit seinen Vertretern unzufrieden, dann wird es andere wählen. Der Erwählte aber ist verpflichtet, so zu handeln, wie sein Gewissen ihm vorschreibt. Und glaubt

im Ernst irgend ein Kenner des Bayernlandes, die Centrumswähler hätten, in einem hilflos siechenden Bauernstaat, den Wunsch, mit dem Ertrag ihrer Steuern die neue, die freie, die gottlose Kunst zu unterstützen? Solche Wünsche mögen manche Großstädter hegen; auf Erfüllung aber dürfen sie erst rechnen, wenn ihre Kraft ausreicht, sich im Landtag die Mehrheit zu sichern.

Zweiter Satz: „Ich eile, meiner Empörung Ausdruck zu verleihen über die schnöde Undankbarkeit, welche sich durch diese Handlung kennzeichnet, sowohl gegen das Haus Wittelsbach im Allgemeinen als auch gegen Deine erhabene Person, welche stets als ein Muster der Hebung und Unterstützung der Kunst geglänzt." Gegen die beiden ersten Worte des Satzes ist nichts einzuwenden; die Empörung über eine schnöde — Das heißt: gemeine, erbärmliche, dem Gebot der Sittlichkeit und dem Ehrgefühl widersprechende — Undankbarkeit aber kann nur durch eine völlig falsche Darstellung der Vorgänge bewirkt worden sein. Die Abstimmung parlamentarischer Parteien hat mit Gefühlsregungen der Dankbarkeit oder Undankbarkeit überhaupt nicht das Geringste zu thun; wir sind, hat Bismarck einmal im Reichstag gesagt, hier versammelt, um die Geschäfte zu besprechen, aber nicht, um Sentimentalitäten auszutauschen. Die Regirung fordert vom Volke Geld; die Vertreter der Volksmehrheit verweigern es, weil sie mit den Ministern unzufrieden sind: wo ist in solcher Handlung das Kennzeichen schnöder Undankbarkeit zu finden? Die Wähler müßten den Versuch eines Abgeordneten, mit ihrem Geld den Zins persönlicher Dankbarkeit zu zahlen, ohne Säumen mit der Entziehung des mißbrauchten Mandates strafen. Das Recht, Gelder zu bewilligen und zu verweigern, ist die einzige wirksame Waffe der Parlamente; eine Partei kann dem Regenten in bewundernder Ehrfurcht, in zärtlicher Liebe ergeben sein und sich dennoch verpflichtet fühlen, ihm, dessen Ohr ihr sonst vielleicht unerreichbar ist, durch die Ablehnung geforderter Summen zu zeigen, daß sie den von ihm ernannten Ministern das alte Vertrauen entzogen hat. Das geschieht im Deutschen Reich und in Preußen leider nicht oft genug, ist immerhin aber schon geschehen und nie als Undankbarkeit gegen den Kaiser und König gedeutet worden. Der Onkel des kranken Bayernkönigs hat in seiner Antwort denn auch nicht von Undankbarkeit gesprochen und weder im Wortlaut noch im Ton der Depesche irgendwie angedeutet, er sehe in dem Landtagsbeschluß eine persönliche Kränkung. Daß Luitpold von Bayern „stets als ein Muster der Hebung und Unterstützung der Kunst geglänzt" habe, war wohl den meisten Deutschen bisher nicht bekannt. Der greise Prinz ist ein guter Soldat, ein eifriger und glücklicher Jäger, ein gewissenhafter, be-

scheidener, nie von Beifallsbedürfniß in den Vordergrund gedrängter Regent; ein intimes Herzensverhältniß zur Kunst aber hat er in keiner Epoche seines Lebens gehabt. Alles Wesentliche, was das Haus Wittelsbach zur „Hebung und Unterstützung der Kunst" für nöthig hielt, wurde vom Volk bezahlt, das ja auch die Civilliste regirender Herren zu bewilligen hat. Diese Thatsache wird in dem Telegramm des Prinzregenten anerkannt, das, sicher nicht ohne Absicht, sagt, die Pflege der Kunst entspreche „den Traditionen meines Hauses wie meines Volkes". Wenn es ein Verdienst ist, mit anderer Leute Geld nicht zu knausern, dann hat auch das bayerische Centrum, das seit Jahrzehnten für Bilder, architektonische und plastische Werke große Summen bewilligt hat, sich um die Kunst verdient gemacht. Von allen Wittelsbachern der neueren Zeit zog nur Ludwig den Ersten, Maximilian und Ludwig den Zweiten ein persönliches Interesse ins apollinische Reich. Sie haben auf ihre Weise die Kunst „gehoben und unterstützt"; Luitpold läßt sie, ohne ihr Opfer zu bringen, gewähren. Das ist nicht wenig. Manches Bild, manche Skulptur, die von der Kommission zum Ankauf empfohlen wird, mag dem alten frommen Herrn nicht gefallen; wenn Sachverständige, wenn seine verantwortlichen Räthe ihm sagen: Das ist eine werthvolle, eine als Symptom oder Etapenzeichen wichtige Leistung, dann schweigt er, begiebt sich des Urtheils und läßt die zur Entscheidung Berufenen ungestört ihres Amtes walten. Ein Regent, der so handelt, fördert die organische Kunstentwickelung, die nur in Freiheit möglich ist, viel mehr als einer, der Millionen ausgiebt, um sein Vaterland mit armen Epigonenwerken zu putzen, die seinem Privatgeschmack gefallen, die das einstimmige Urtheil aller unbestochenen Sachverständigen aber für werthlos, für den jungen Keimen einer Kunstkultur gefährlich erklärt.

Dritter Satz: „Zugleich bitte ich Dich, die Summe, welche Du benöthigst, Dir zur Verfügung stellen zu dürfen, damit Du in der Lage seiest, in vollstem Maße die Aufgaben auf dem Gebiete der Kunst, welche Du Dir gesteckt hast, zur Durchführung zu bringen." Dieser Satz zeigt mehr noch als die beiden ersten, daß der Kaiser in schöner Wallung „geeilt" hat, seinem Gefühl „Ausdruck zu verleihen". In der Umgebung des Prinzregenten weiß man nichts von „Aufgaben", die der hohe Herr sich „auf dem Gebiete der Kunst gesteckt" habe. Nicht er „benöthigt" eine Summe, sondern dem Ministerium, dem einen der an der Gesetzgebung mitwirkenden Faktoren, ist von dem anderen, dem Landtag, aus politischen Gründen ein kleiner Betrag verweigert worden. Und damit er „in der Lage sei", hunderttausend Mark auszugeben, braucht Luitpold von Bayern kein Geld geschenk. Die Wittelsbacher sind reicher als

die Hohenzollern. „In der Lage", die kleine Summe herzugeben, wäre der Regent schon unmittelbar nach der ersten Ablehnung gewesen. Wahrscheinlich aber glaubte er, gegen den Geist der Verfassung zu fehlen, wenn er, um einen Beschluß der Volksvertretung unwirksam zu machen, das vom Landtag verweigerte Geld aus eigenen Mitteln gab. Uebrigens hatten, als der Kaiser seine Depesche schrieb, die Zeitungen schon gemeldet, ein bayerischer Reichsrath habe der Regirung die hunderttausend Mark geschenkt. Auch diese Thatsache muß dem Repräsentanten des Reiches verborgen geblieben sein.

Alle Voraussetzungen, deren Zusammenwirken Wilhelm den Zweiten in „Entrüstung", „Empörung" trieb, sind also, wie die nüchterne Nachprüfung lehrt, unrichtig. Wären sie aber richtig, so müßte Jeder, ders mit dem Reich und dem Kaiser gut meint, diese Kundgebung des Zornes dennoch bedauern. Gewiß: sie ist nicht die erste ihrer Art. Als der Reichstag den Antrag, Bismarck zum achtzigsten Geburtstag zu gratuliren, abgelehnt hatte, telegraphirte der Kaiser: „Euer Durchlaucht ausspreche Ausdruck tiefster Entrüstung über eben gefaßten Beschluß Reichstages". (In Parentheſe sei hier bemerkt, daß Fürst Bismarck ein paar Wochen danach gesagt hat, er hätte als Kanzler dem Kaiser von einer so scharfen öffentlichen Kritik eines rite gefaßten Reichstagsbeschlusses entschieden abgerathen.) Am Sedantag des selben Jahres wurde die Sozialdemokratie, für die anderthalb Millionen Deutsche gestimmt hatten, eine „hochverrätherische Schaar" und „eine Rotte von Menschen, nicht werth, den Namen Deutscher zu tragen", genannt. Neuere Aeußerungen über die „Frechheit und Unbotmäßigkeit" der berliner Bürger, vor denen im März 1848 ein Preußenkönig den Hut zog, über Reklame- und Rinnsteinkünstler, polnischen Hochmuth und sarmatische Frechheit sind noch in Aller Gedächtniß. Jeder dieser Reden und Depeschen sind pünktlich immer die selben Erscheinungen gefolgt. Eine Woche lang wurde davon gesprochen; in Bureaux, Kontoren, Kneipen, Kasinos ein Gewisper, ein Schütteln der Köpfe; leise Anspielungen in der Presse, laute im Parlament; Jubelgekreisch der Parteien, deren Gegner das Wort des Kaisers getroffen hat; dann ebbt die Erregung allmählich wieder und man hört höchstens noch, die Kommentare der ausländischen Presse seien „nicht wiederzugeben". Kaum je erhebt eine Stimme sich und spricht aus, was alle treuen und tapferen Monarchisten mit der unübertönbaren Gewalt eines Massenchorals dem Kaiser ins Ohr rufen sollten: daß die Vertrauensstellung eines regirenden, durch ein Sondergesetz geschützten Herrn erschwert wird, wenn er in kleinen und großen Fragen der Tagespolitik Partei ergreift, die seiner Ansicht noch nicht Gewonnenen in

harter Rügerede schilt und, vor dem froh aufhorchenden Ausland, selbst so die Legende zerstört, nicht in der Wahl der Mittel zwar, doch im Streben nach dem Ziel seien alle Bürger des Reiches einig und alle der Person des Führers, des Königs und Kaisers, in zärtlicher Achtung zugethan. Wenn die Agrarier Brotwucherer, Bismarckgemeinde und Freisinn Nörgler verschiedener Sorten, die Christlich-Sozialen unduldsam und unsinnig, die Gegner der Flottenvermehrung vaterlandlose Gesellen, die Polen freche Feinde des Staates, die Sozialisten Hochverräther und Mordstifter sind, wenn sogar die Politik des Centrums mehr als einmal das Reichshaupt zu „tiefster Entrüstung" stimmt: was bleibt dann dem Kaiser der Deutschen und vor welcher nationalen Willenseinheit soll dann der Haß des Fremdlings das Fürchten lernen? ... Genau wie in allen früheren Fällen war jetzt der Verlauf; nur sind diesmal auch die Kommentare der bayerischen, nicht nur der ausländischen Presse „nicht wiederzugeben". Das scheidet den Vorgang von allen bisher erschauten. Schon oft hat der Kaiser über das Parlament und die Parteien des Reiches, der König von Preußen über Wollen und Handeln seiner nächsten Landsleute heftige Worte gesprochen. Diesmal hat er in die nicht zur Reichskompetenz gehörenden inneren Händel eines autonomen Bundesstaates eingegriffen und die Vertreter der Volksmehrheit dieses Staates mit schroffstem, härtesten Tadel gekränkt. Das Geplärr, „Hochherzigkeit", nicht die tadelnswerthe Absicht, die Bayern die Eisenfaust des Imperators fühlen zu lassen, habe den Kaiser zu solchem Eingriff getrieben, ist sinnlos, ist das Produkt schlotternder Feigheit, die nicht Farbe zu bekennen wagt. Der Kaiser steht nicht vor einem Gerichtshof, der nach dem dolus praemeditatus oder repentinus zu suchen hätte; sein guter Wille kann niemals Gegenstand einer erlaubten öffentlichen Diskussion werden und sein Interesse ist zu eng an das Wohlergehen des Reiches geknüpft, als daß die Annahme gestattet sein dürfte, er könne je anders als in bester Absicht handeln. Nicht Telos und Tendenz dieses Handelns, das kein Schatten verdunkeln darf, haben wir zu prüfen, sondern nur, mit schuldiger Achtung und in eben so guter Absicht, zu fragen, ob die gewählten Mittel auch wirklich geeignet waren, ans Ziel des Wollens zu helfen. Sichere Antwort auf solche Frage giebt Königen wie Bettlern nur der Erfolg. Der Kaiser wollte dem Prinzregenten eine Freude bereiten: in offiziösen Blättern wird jetzt erzählt, die Veröffentlichung der Depeschen habe am Hofe Luitpolds eine Wirkung erzielt, „die mit dem Wort ‚Ueberraschung' auch nicht annähernd erschöpfend bezeichnet ist." Der Kaiser glaubte, aus der Seele empörter Bajuvaren zu sprechen: die weit über-

wiegende Mehrheit der Bayern, nicht etwa das Centrum allein, wehrt sich in leidenschaftlicher Aufwallung gegen sein Wort. Die gewählten Mittel haben auch diesmal also nicht ans Ziel der Wünsche geholfen. Des Reiches Verfassung bürdet dem Bundespräsidenten, der den Namen Deutscher Kaiser führt, viele Pflichten auf und giebt ihm nur wenige Rechte. Darunter ist nicht das Recht, die in den Bundesstaaten geleistete legislative Arbeit zu kontroliren und Parteien zu schelten, die auf vom Gesetz und von freier Ueberzeugung gewiesenen Wegen auf einen Standpunkt gelangt sind, der dem Bundespräsidenten mißfällt. Sollen solche Thatsachen vertuscht und verwinselt werden? Zeigt darin sich die Liebe zum Reich, die Ehrfurcht vor dem Kaiser, der Wahrheit braucht, sich, wie wir hoffen müssen, nach Wahrheit sehnt? Die Kaisermacht ist ein köstliches Gut; aber sie ist durch die Reichsverfassung beschränkt. Als Karl der Erste vom englischen Parlament die Anerkennung seiner sovran power heischte, stand Sir Edward Coke, der Patriarch unter den britischen Rechtsgelehrten, auf und rief der Meute, die immer und überall hündisch fühlt, mit letzter Kraft die Sätze zu: „Solches Zugeständniß lockert die Grundlagen unserer Verfassungrechte! Magna Charta ist ein strammer Bursche, der keine sovran power über sich duldet." Und der Name dieses muthigen Greises lebt unvergänglich in Großbritaniens Heroengeschichte.

Der Beamte, der vor allen anderen berufen ist, mit gleicher Umsicht und Energie den Sinn der Verfassung und die Person des Kaisers zu schützen, ist der Reichskanzler, der kaiserliche Minister, der sich, wenn er sein Amt ernst nehmen will, nicht, wie ein Verwaltungbeamter, zu stummem Gehorsam verpflichten darf. Er hat in private Handlungen des Kaisers, von denen politische Wirkung nicht zu erwarten ist, nicht dreinzureden, sich sofort aber zu regen und seinen Rechtsanspruch geltend zu machen, wenn der Wille des Bundespräsidiums nach Bethätigung strebt. Der Kaiser kann sprechen und schreiben, was ihm beliebt, Reden und Depeschen an Jeden richten, den er dazu geeignet findet: Niemand darf ihn hindern, auch der Reichskanzler nicht. Zur Veröffentlichung solcher Reden und Schriften ist aber eine Anordnung, eine Verfügung des Kaisers nöthig; und Artikel 17 der Verfassung bestimmt: „Die Anordnungen und Verfügungen des Kaisers bedürfen zu ihrer Giltigkeit der Gegenzeichnung des Reichskanzlers, der dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt." Der Zweck dieser Bestimmung war, dem Kaiser unter allen Umständen die Gefahr einer Verantwortlichkeit zu ersparen. Der Kanzler ist jetzt beurlaubt und ein Vertreter für den Gesammtumfang der Geschäfte, ein Vicekanzler, nicht ernannt. Wäre er ernannt, dann bliebe

dem Kanzler nach dem Gesetz noch immer das Recht, „jede Amtshandlung auch während der Dauer einer Stellvertretung selbst vorzunehmen". In den Blättern, die den Weisungen des Grafen Bülow zugänglich sind, ist erklärt worden, er habe die Depesche des Kaisers erst aus den Zeitungen kennen gelernt. Nichts weiter. Kein Wort darüber, ob der Kanzler erforschen will, wessen Verfügung oder Anordnung die Publikation bewirkt hat und wer die Schuld daran trägt, daß die Veröffentlichung mit der Lüge eingeleitet wurde, sie sei von München aus befohlen worden. Der Pflichtenkreis des Kanzlers ist groß; er umfaßt auch „die Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes und den Schutz des innerhalb des Bundesgebietes giltigen Rechtes". Die Wohlfahrt des deutschen Volkes muß leiden, wenn im zweitgrößten Bundesstaat der Partikularstolz sich zornig gegen den Kaiser waffnet; und zu den im Gebiet des Ewigen Bundes giltigen Rechten gehört auch das bundesstaatlicher Parlamentsmehrheiten, im Etat geforderte Summen nach freiem Ermessen zu bewilligen oder abzulehnen, gehört das Recht jedes Deutschen, gegen öffentlich kränkende Vorwürfe gesichert zu sein, denen die resonirende Stimme des Reichshauptes die weiteste, von keines anderen Mundes Gewalt zu übertönende Wirkung verleiht. Der Kanzler muß wissen, daß den Bayern das Wesen Wilhelms des Zweiten von je her fremd, seltsam, mit der ihnen bekannten Fürstenart nicht zusammenklingend schien und daß gerade dieser Bundesstaat, dieser Stamm, der sich schwerer noch als andere in die Preußensitte zu gewöhnen vermag, die sorgsamste Schonung einer Empfindlichkeit verlangt, die an einem vor 1866 erwachsenen Geschlecht gewiß nicht unbegreiflich ist. Um solche Empfindlichkeit zu schonen, mied der alte König Wilhelm so ängstlich selbst den Schein imperatorischer Ueberhebung, daß er bei der Krönung im versailler Spiegelsaal nicht um eine einzige Stufe höher stehen wollte als die anderen Bundesfürsten. Auch diese vorsichtige Bescheidung kann dem Kanzler nicht unbekannt geblieben sein. Er muß aus dem Buch der Reichsgenesis erfahren haben, welche Befürchtungen 1870 im bayerischen Landtag laut wurden, muß die Reden der Jörg und Schleich und anderer blauweißen Patrioten gelesen und in den Erinnerungen des Grafen Otto von Bray-Steinburg den Bericht gefunden haben, den dieser bayerische Ministerpräsident aus Bar-le-Duc an seinen König sandte und der nur aus zwei noch heute beherzigenswerthen Sätzen besteht: „Ich habe im Auftrag Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Luitpold weiter zu berichten, daß Graf Bismarck sich dahin äußerte: Preußen und der Nordbund werden bereitwilligst die Vorschläge acceptiren, die Seine Majestät der König von Bayern nach Allerhöchstseiner

Bequemlichkeit im Interesse einer engeren nationalen Einigung sich etwa zu machen veranlaßt sehen würden. Preußen und der Norddeutsche Bund verzichteten aber darauf, auf diese Entschlüsse irgendwelche Pression zu üben, da ein für Norddeutschland günstig gestimmtes Bayern der nationalen Sache mehr nütze als ein widerwillig in nähere Beziehung gebrachtes Land." So wurde Unwägbares damals geschätzt, so bei jedem Schritt der besonderen Stammesindividualität und des schwer dem Stolz abgerungenen Opfers gedacht, das allen Deutschen das alte Haus Wittelsbach brachte, als es sich entschloß, auf seinem Dach die preußische Spitze zu dulden. Grollend sah es Bernhard Ernst von Bülow; sieht es grollend noch heute sein Sohn? Fühlt er das aufziehende Wetter nicht in den Nerven? Ist ihm nicht zu Ohren gekommen, daß am Abend des vierzehnten Augusttages in einem österreichischen Kasino ein hoher Herr in heller Freude gerufen hat: „Heute müßte Alles, was gut habsburgisch ist, eigentlich illuminiren"?

The king can do no wrong. Der Kaiser kann irren, raschen Impulsen in falsche Richtung folgen, nie aber, nach dem gravitätischen Wort der Verfassungurkunde, niemals zur Verantwortung gezogen werden. Wir haben uns an den Reichskanzler zu halten. Dessen Pflicht ist, den Kaiser ohne Säumen richtig über alle Vorgänge zu informiren und vor sichtbarem Irrthum zu wahren. Ihn kann nichts entschulden. Er ist, auch wenn er am Nordseestrand weilt, für das politische Handeln des Reichshauptes dem Volke verantwortlich; kann ers nicht hindern, nicht durchsetzen, daß er vor jeder Entscheidung, auch der unbeträchtlich scheinenden, gefragt wird, dann muß er, um die Amtspflicht nicht verwaisen zu lassen, seinen Abschied erbitten. Graf Bülow hat das Reich nicht vor schädlicher Erregung, den Kaiser nicht vor übler Nachrede zu schützen vermocht. Unter seiner Verantwortlichkeit ist den bayerischen Preußenfeinden der zur Schürung des Hasses brauchbarste Brennstoff geliefert, den neidischen Nachbarn ein Feiertagsvergnügen bereitet worden. Er kann sich, wenn er das Kausalgesetz kennt, über die Minderung seines Ansehens nicht täuschen. Dennoch wird er nach Menschenvoraussicht im Amt bleiben und mit schönen Reden das Prestige neu zu poliren suchen ... Auf der Seefahrt ins Heilige Land weckte den Steward einst der schrille Feuerschrei des Grafen Bernhard von Bülow, der, trotz der Warnung, vergessen hatte, die Luken seiner Kabine fest zu schließen. Prasselnd war das Wasser in den schmalen Raum gedrungen. Und mitten in der Nässe stand, nur mit dem Nachthemd bekleidet, triefend des Deutschen Reiches Kanzler und schrie mit dem ganzen Aufgebot seiner Lungenkraft: „Feuer!"

Sozialismus und Effektenbanken.

Saint-Simon gehört zu den Männern, die mit einer Fülle bedeutender theoretischer und politischer Gedanken die Nachwelt befruchten und der Mitwelt kein Rezept für ihre sozialen Nöthe zu verschreiben wissen. Wie spät aufgehende Samenkörner wirft der Reformator die Ideen des sozialen Christenthumes und des sozialen Königthumes in die Gemüther schaffensfähiger Apostel, während er ein fast manchesterliches Behagen an der wirthschaftlichen Bewegung der Güterwelt empfindet. Der Theoretiker einer Geschichtphilosophie, die die politische Entwickelung aus der gesellschaftlichen und ökonomischen erklärt*), ist reich genug, um seinen Schüler August Comte mit einer Lehre zu erfüllen, die dem Geiste die Führerrolle in der Menschheitentfaltung zuweist. Aber der sogenannte saint-simonistische Reformplan ist nicht seinem Kopf entsprungen, wenn er auch mit seinen Lehren über das Eigenthumsrecht sich wohl verträgt. Noch weniger hat er das Elixir sozialer Alchemie gebraut, obwohl eins der Elemente, die Verehrung der Banken, von ihm stammt, — jenes Elixir, das Bazard leicht empfänglichen Keltenschaaren empfahl: die Centralbank, die nach der Abschaffung des Erbrechtes die ihrer Verwaltung zufallenden Erbgüter an die Besten und Tüchtigsten ausleiht und so die stärkste Produktionfähigkeit mit der Sehnsucht der Massen nach höherer Geltung und Lebenshaltung versöhnt.

Dürfen wir Bazard einen Träumer nennen, weil er die Macht der Familie nicht begriff? Nun: ein Mann der That, kein Redner und Verschwörer, sondern ein gewaltiger Feldherr und Kaiser, Diokletian, war in einem ähnlichen Irrthum befangen, als er dem alternden Reiche eine fein

*) Die Zusammenhänge der saint-simonistischen und der marxischen Geschichtphilosophie aufgedeckt zu haben, ist als Verdienst angesprochen worden. Ich bin zwar nicht dieser Ansicht, sondern meine, sie müssen sich Jedem aufgedrängt haben, der Saint-Simons und Marxens Werke gelesen hat. Da es aber nun einmal so ist, verweise ich darauf, daß ich schon in dem 1886 in Schmollers Jahrbuch veröffentlichten Aufsatz „Die Unfähigkeit der deutschen Sozialdemokratie zur sozialpolitischen Reformarbeit", in dem ich die sozialdemokratische Taktik aus der sozialdemokratischen Geschichtphilosophie herleitete, diese Beziehungen hervorgehoben habe. Damals sprach man viel vom Mehrwerth, aber noch gar nicht von der materialistischen Geschichtphilosophie. Vergeßlichkeiten dieser Art wundern mich nicht. Ein anderer Fall. Auf der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik entwickelte im Jahr 1901 ein Redner die Begriffe des Exportindustrialismus und Exportkapitalismus mit ihren Konsequenzen und Accessorien, als ob sie bis dahin unbekannt gewesen sein. Und doch waren sie in aller Deutlichkeit schon 1894 auf Seite 382 fg. meiner Schrift „Die englischen Landarbeiter" hingestellt worden, wo auch noch andere Beziehungen zu dem Thema des Vortragenden zu finden sind.

ausgeklügelte Erbfolgeordnung aufzwang, die schon nach kurzer Zeit an jenem Eckstein unserer Gesellschaftordnung zerbrach. Wenn wir aber von Bazards Reformplan das Utopische abstreifen, dann bleibt ein nüchterner, praktischer Gedanke übrig: eine große Bank beobachtet das wirthschaftliche Leben, sucht die Lücken des Bedarfes zu erkennen, schafft Unternehmungen, die die Nachfrage befriedigen, und stellt an deren Spitze geschäftskundige Männer. Ist Das nicht auch Konzentration der Kapitalien, Auslese der Talente? Ist es nicht das idealisirte Bild einer heutigen Effektenbank? Die Begründung von Unternehmungen ist die Aufgabe einer besonderen Art von Unternehmungen geworden.

Gewiß hat Bazard diese Zusammenhänge nicht erkannt oder vorausgesehen. Das ist ja das Eigenthümliche aller menschlichen Entwickelung, daß wir die meisten Wirkungen unserer Handlungen nicht gewollt haben. Der Ritter, der im dreizehnten Jahrhundert auf einem unzugänglichen, weitschauenden Berg eine Burg erbauen ließ, hatte nicht die Absicht, dort Unterkunftsräume für eine Sommerwirthschaft des zwanzigsten Jahrhunderts herzurichten. An die Wirkungen unseres Willens klammert sich der Wille eines Anderen an, formt sie um, macht sie seinen Zwecken unterthan. Der Andere war in unserem Falle der Börsenmakler Emil Pereire. Als er in den zwanziger Jahren nach Paris kam, schloß er sich den Saint-Simonisten an und arbeitete an ihren Zeitschriften. Wie sollte er sich nicht zu Männern hingezogen fühlen, in deren Vorstellungwelt Unternehmungsgeist, Haute Banque und allgemeines Menschenglück so friedlich beisammen lagen? Aber die Millionärseele, die sich früh in ihm regte, verstand die ihr fremdartigen Bestandtheile auszuscheiden. Im Journal du Commerce sprach er aus, wie ihm die große, den Unternehmungsgeist befruchtende Bank erscheine. Aber er fand zunächst wenig Gehör. Wiederum mußte ein Anderer kommen und einen Plan entwerfen. Dessen Kritik gab ihm die Möglichkeit, die Zahl seiner Hörer zu mehren. Dieser Andere war die französische Regirung.

Die Julirevolution hatte im französischen Geschäftsleben eine schwere Stockung hervorgerufen; die Regirung beabsichtigte, den Unternehmern zu Hilfe zu kommen, und sie ernannte eine Kommission, die ihr den folgenden Vorschlag unterbreitete. Durch die Ausgabe langfristiger Obligationen sollten in England und Holland 60 Millionen Francs aufgebracht werden, die den schwankenden Häusern gegen Bürgschaft zur Verfügung zu stellen wären. Bekanntlich wurde diese Art Sozialpolitik 1848 wiederholt, zur Zeit, als auch Proudhon quacksalbernd auf der sozialpolitischen Bühne erschien, und das Vorgehen Frankreichs hat wahrscheinlich das Vorbild für die preußischen Darlehnskassen von 1848 und 1866 abgegeben. Leider ist deren Geschichte noch immer nicht geschrieben.

Gegen diesen Vorschlag richtete Pereire einen Aufsatz im Journal du

Commerce. Er meinte, man würde schlechte Unternehmungen unterstützen und die Unterbringung der Obligationen im Auslande sei geeignet, das Vertrauen in den französischen Kredit zu untergraben. Mehr zu empfehlen sei die Bildung eines aus Bankiers und anderen Unternehmern gebildeten Syndikates, das guten Unternehmungen Beihilfe gewähre. Die Ausführung dachte er sich so: Ein Ausschuß hat die Zahlungfähigkeit der Darlehenssucher zu prüfen, worauf den Kreditwürdigen vom Syndikat ausgegebene verzinsliche Inhaberobligationen übergeben werden; im Uebrigen treibt es die gewöhnlichen Bankgeschäfte. Sollten sich Verluste ergeben, dann haften Regirung und Syndikat; doch hält Pereire sie für unwahrscheinlich; er erwartet einen Ausgleichungprozeß, ein Ueberwiegen der gelungenen Geschäftsoperationen.

Aber mehr als zwanzig Jahre vergingen, ehe Pereire die große Bank zu gründen vermochte. Inzwischen hatte er in Verbindung mit seinem Bruder Isaak Pereire in den Jahren 1835 bis 1837 die Bahn von Paris nach Saint-Germain gebaut. Der große Erfolg dieses Unternehmens ermunterte die Brüder zum Bau der Nordbahn, die auch einen sehr hohen Gründergewinn abwarf; als sehr reiche Leute vermehrten sie ihr Vermögen noch durch Terrain- und andere Spekulationen. Aber ihr Ehrgeiz ging höher hinaus. Nicht mehr, wie vor zwanzig Jahren, war ihr Streben auf die Unterstützung von Unternehmungen gerichtet, sondern darauf, die bestehenden zu beherrschen, sie an sich zu reißen, neue zu begründen. Und die wirthschaftliche Entwickelung hatte ihnen das dazu geeignete Mittel zur Verfügung gestellt. In fünfunddreißig Friedensjahren war der Reichthum gewachsen, der Unternehmungsgeist erstarkt, Aktiengesellschaften waren entstanden, die Staatsschulden hatten sich vermehrt: Aktien, Obligationen, Staatsschuldscheine gaben den Börsen ein rascheres Leben. Wenn nun das große Syndikat sich bildete, Anlage- und Kreditpapiere ankaufte, durch die Begründung von Aktiengesellschaften neue Aktien schüfe, wenn es Anleihen übernähme, die erworbenen und von ihm geschaffenen Papiere bei günstiger Marktlage wieder verkaufte, endlich für den Betrag der in seinem Besitz befindlichen Papiere verzinsliche Obligationen ausgäbe und die so gewonnenen Mittel für neue Ankäufe und neue Gründungen verwendete: müßte dann nicht der Gewinn der großen Bank unabsehbar anschwellen und ein immer größerer Theil des Nationalkapitals wie von den riesigen Armen eines gewaltigen Kraken erfaßt und umschlungen werden? War dann der Traum Bazards von der großen Centralbank nicht seiner Erfüllung nah? Und schien die Ausgabe der Obligationen nicht gerechtfertigt? Man verwies darauf, daß die Hypothekenbanken für den Werth der bei ihnen verpfändeten Objekte Pfandbriefe, die Zettelbanken für den Betrag der von ihnen angekauften Wechsel und beliehenen Gegenstände Banknoten ausgäben. Auf die feineren Unterschiede von Pfandbrief, Banknote und auf

Effekten ausgegebenen Obligationen einzugehen, lag den Brüdern Pereire gewiß sehr fern. Hat doch Isaak Pereire in seinem Werk Principes de la Constitution des Banques sich nicht gescheut, die Sorge der Zettelbanken für die Erhaltung und Vermehrung ihrer Edelmetallreserve in Beziehung zu den merkantilistischen Irrthümern von der Handelsbilanz und dem Gelde zu setzen.

Im Jahre 1852, unter den Auspizien des zweiten Kaiserreiches, das alle volkswirthschaftlichen Kräfte entfesseln wollte, gelang es, die große Bank, La Société Générale de Crédit Mobilier, ins Leben zu rufen. Das Kapital betrug 60 Millionen Francs, von denen im ersten Jahre nur 30 Millionen eingezahlt waren. Die größten Aktionäre sind die Pereire, die Fould, die Oppenheim, die Torlonia und Heine, die Herzöge von Galliera und Mouchy; Madame May, die Proletarierin in dieser reichen Gesellschaft, hat nur zehn Aktien gezeichnet. Nun beginnt eine fieberhafte Thätigkeit nach den im Statut bezeichneten Richtungen: Ankauf und Verkauf von Aktien und Obligationen aller Arten von Industrie- und Bankunternehmungen, insbesondere solcher von Verkehrsanstalten und Bergwerken, Uebernahme von Anleihen und Vertrieb der Schuldscheine, Report- und Deportgeschäfte, Annahme von Summen in laufender Rechnung und so weiter. Nur den Obligationen ist es versagt, die ihnen zugewiesene Rolle zu spielen. Die kurzfälligen beschwerten den Gang der Bank, die auch das Depositengeschäft betrieb und die Ausgabe der langfristigen wurde von der Regirung nicht gestattet, obwohl sie in dem von ihr genehmigten Statut vorgesehen war. Denn in dem von den Opérations de la Société handelnden Titel II heißt es im Artikel 2: A émettre, pour une somme égale à celle employée à ces souscriptions et acquisitions, ses propres obligations, und im Artikel 7: Après l'émission complète du fonds social, elles pouront atteindre une somme égale à dix fois le capital. Erst 1864 wurde diese Erlaubniß dem Crédit Mobilier zugestanden, — aber nur für 60 Millionen!

Das Ende des Crédit Mobilier ist bekannt, sowohl der Schlag, der ihn im Jahre 1867 traf, wie das nachfolgende lange Siechthum. Die Gründer brachten ihre Millionen in Sicherheit, die Aktionäre verloren ihr Geld. Wie ungünstig man aber auch über den Crédit Mobilier denken mag: jedenfalls hat Pereire die Bankwelt um einen neuen, sich in vielen Exemplaren entfaltenden Typus bereichert. Denn die 1822 begründete Société Générale des Pays-Bas pour favoriser l'industrie nationale hat ein altfränkisches, spießbürgerliches Wesen; sie betreibt keine Börsenspekulation, ihr liegt in der That daran, die belgische Industrie zu fördern, während im Crédit Mobilier, der nur seine Gründer bereichern will, der brutale Egoismus ohne jede Rücksicht auf das Wohl der Gesammtheit hervortritt. Diese Urtheile schließen nicht die Behauptung ein, daß jede spätere

Effektenbank in ihrer Geschäftsgebahrung dem Crédit Mobilier geglichen habe oder gleiche. Wir müssen das Prinzip der Bank von ihrer individuellen Verkörperung sondern, zumal der Ueberblick über eine große Zahl von wirthschaftlichen Einrichtungen lehrt, daß fast jede in ihren Anfängen der Mitwelt mehr Schaden als Nutzen gebracht hat.

Und worin besteht das Wesen des neuen Typus? Sattler hat ihn in seinem scharfsinnigen Werkchen „Die Effektenbanken" am Besten gekennzeichnet. Die älteren Banken sind Geldbanken, ihre Geschäfte sind Zahlungsgeschäfte; nach ihnen erscheinen die Banken, deren wichtigste Geschäfte Kreditgeschäfte genannt werden müssen. Mit dem Crédit Mobilier taucht eine neue Art auf: die Handelsbanken; ihre Geschäfte sind Kauf- und Lieferungsgeschäfte; sie handeln mit Aktien, Obligationen, Staatsschuldscheinen. Was aber in dem Schema Sattlers nicht genügend zum Ausdruck kommt, ist: daß die Banken die Papiere, die sie verkaufen, zum großen Theil selbst geschaffen haben, zum Beispiel die Aktien von Aktiengesellschaften, die sie gegründet und in die sie bestehende Unternehmungen verwandelt haben.

Diese geschichtliche Uebersicht führt zu der Forderung, daß künftig eine reinliche Scheidung zwischen Geld- und Kreditbanken auf der einen, Handelsbanken auf der anderen Seite durchgeführt und den Effektenbanken die Annahme von Depositen, die sie zu Börsenspekulationen verwenden, verboten werde. Doch der Wiederholung des oft Gesagten ziehe ich eine Betrachtung vor, die mich zu dem Anfang dieses Aufsatzes zurückleiten wird.

Keinen großen Reichthum an Erfahrung erfordert die Erkenntniß, daß die Effektenbanken die Tendenz haben, den individuellen Unternehmungsgeist zu ersticken. Denn wenn sie ihre Sphäre weit ausdehnen, dann ist es immer weniger das einzelne Individuum, das die Lücken des Bedarfes zu erkennen sucht, das den Entschluß faßt, den erspähten Bedarf zu decken, das die Erfolge und die Enttäuschungen seines Wagemuthes empfindet, sondern es ist das große Kapital, in dessen Dienst geschäftskundige Männer die Zukunft zu entschleiern suchen und das von dem nackten Talent Unterstützung erbittet. Verspricht das vorgeschlagene Unternehmen Erfolg, dann wird eine Aktiengesellschaft zu Stande gebracht. An ihrer Spitze steht ein gemietheter Mann; seine Arbeitgeber haften mit genau begrenzten Summen. Und wo ein Unternehmer sein Werk zur Blüthe gebracht hat, da ist wiederum die Effektenbank nicht fern, die es in eine Aktiengesellschaft verwandelt und an die Stelle eines verantwortlichen Unternehmers einen Arbeiter und eine Anzahl Kapitalisten setzt. Langsam verschwinden jene kühnen, prüfenden Unternehmer, deren Bild uns vor bald einem Jahrhundert Melchiore Gioja und Jean Baptiste Say gezeichnet haben, und dafür wächst die Zahl ihrer Karikaturen: einflußlose Kapitalisten, deren Unternehmerfunktionen sich darin erschöpfen, daß

sie sich entscheiden, ob sie ihr Geld bei einem neuen Unternehmen riskiren wollen, und, wenn sie sich hierzu entschließen, daß sie mit den eingezahlten Kapitalien haften. Eine Wandlung wie die von schwertschwingenden Rittern in kerbenschneidende Rentenbezieher. Damit ist auch der Unterschied zwischen der belgischen Société Générale und den Effektenbanken bezeichnet. Jener fehlt das Element der Geschäftsmetzgerei, — ein Wort, das ich in Anlehnung an das Wort „Güterschlächterei" bilde. Je mehr Unternehmungen sie in kleinen Antheilen verkaufen, um so größer ist eben der Gewinn der Effektenbanken; ihr Wesen zwingt sie zur Ausdehnung dieser Thätigkeit. Wäre es möglich, daß die Zahl der Effektenbanken sich sehr beträchtlich vermehrte, dann würde das Bild der künftigen Volkswirthschaft folgende scharf ausgeprägte Linien zeigen. Neben an Zahl abnehmenden kleinen Unternehmungen, deren Leiter ein ungewisses, vom großen Kapital abhängiges Leben führen, viele große Unternehmungen, die der thatsächlichen Führung von Beamten unterstehen und der angeblichen einer aus allen Ländern zusammengekehrten Schaar von Kapitalisten. Daß ein Unternehmerstand zur Schaffung des Güterbedarfes nicht nothwendig ist: Das ist eine der Existenzbedingungen des sozialistischen Staates; und an diesem negativen Fundament arbeiten die Effektenbanken unaufhörlich dadurch, daß sie Aktiengesellschaften schaffen. Diese erleichtern die Begründung von Kartellen und Trusts, die die Entbehrlichkeit einer anderen Grundlage der heutigen Wirthschaftordnung, nämlich der Konkurrenz, beweisen. Als einzige Säule bleibt dann noch das Privateigenthum an den Produktionmitteln. Aber da das Recht an ihnen von der thatsächlichen Gewalt über sie getrennt ist: welche Schwierigkeiten haben da künftige Generationen zu überwinden, wenn sie auch das Recht zu beseitigen wünschen?

Trotz Arbeiterversicherung, Arbeiterschutzgesetzgebung und Wohlfahrteinrichtungen nähern wir uns der sozialistischen Gesellschaft. Nicht durch die Arbeiter nämlich wird sie heraufgeführt werden, sondern durch wirthschaftliche und seelische Kräfte, die auch den Arbeiterstand erzeugt haben. Nicht der humane Sinn, aus dem jene Einrichtungen hervorgegangen sind, wird durch diese Erkenntniß getroffen, sondern die Meinung, daß man mit sozialpolitischen Maßregeln das Werden des sozialistischen Staates verhindern könne. Und hier muß ich einen Irrthum bekennen. Vor Bernstein habe ich die Meinung ausgesprochen, daß die Aktiengesellschaft die Konzentration des Kapitals verhindere. Diese Meinung hege ich noch jetzt, aber ich glaube nicht mehr, daß dadurch der heutigen Volkswirthschaft eine längere Dauer verbürgt werde. Denn die Aktiengesellschaft löst das Eigenthumsrecht von der selbstthätigen wirthschaftlichen Verfügung über die Güterwelt in einem vor ihrer Entstehung unbekannten Grade. Und Das ist der entscheidende Punkt, nicht die Vertheilung des Aktienbesitzes über eine größere Zahl von Eigenthümern. Jene

Meinung geht eben so wenig in die Tiefe wie die Ansicht, daß der Mittelstand zunehme, weil die Zahl der mittleren Einkommen sich vermehrt. Nicht auf die Zahl der mittleren Einkommen kommt es an, sondern auf die Zahl der mittleren und kleineren Unternehmer. Die Bezieher der mittleren Einkommen aber sind zum größten Theil Beamte und Bedienstete aller Art.

Nun ist die Effektenbank die fruchtbare Mutter der Aktiengesellschaften. Sollen wir da nicht unseren Fluch über sie aussprechen, als die Verderberin unserer Wirthschaftordnung? Das sei fern von uns. Meine Darstellung läßt ja keinen Zweifel daran bestehen, daß auch sie von der gewaltigen wirthschaftlichen Welle getragen wird, die seit etwa 1815 den europäischen Kontinent überfluthet. Gewiß beschleunigt sie den hier beschriebenen Prozeß, aber sie hat ihn nicht erzeugt. Erzeugt wurde er durch die moderne Produktionweise und die rechtliche Entfesselung der wirthschaftlichen Kräfte, die etwa zu gleicher Zeit mit der französischen Revolution zu wirken beginnen und den Großbetrieb aus sich hervorgehen lassen. Die Gütermassen werden zu groß für den Besitz oder den Gesichtskreis eines Einzelnen; langsam vollzieht sich ihre Sozialisirung. Gleich im Anfang dieser Entwickelung entsteht in Belgien eine Bank zur Förderung der Industrie und in Frankreich entwirft ein hochbegabter Mann das Bild einer Bank, die alle Kapitalien besitzt und an die Tüchtigsten verleiht. Es ist keine Widerspiegelung der bestehenden Zustände, sondern eher eine Vorahnung zukünftiger Gestaltungen mit allen Besonderheiten des subjektiven Geistes. Daß aber die Ideen des Sozialisten einen Einfluß auf die Praxis der Weltkinder gehabt haben, ist im höchsten Grade wahrscheinlich. Und daran, daß die Effektenbanken den Prozeß beschleunigen, ist auch nicht zu zweifeln. Das sind die Zusammenhänge, die ich zwischen Sozialismus und Effektenbanken zu erkennen glaube.

Kiel. Professor Dr. Wilhelm Hasbach*).

---

*) Der anfangs erwähnte Artikel Pereires erschien am sechsten September 1830 im Journal du commerce und enthielt im Haupttheil die folgenden Sätze: „Gegen die Furcht der einzelnen Individuen giebt es kein besseres Mittel als die Assoziation. Und die Bankiers, die mittelbar oder unmittelbar an den industriellen Unternehmungen interessirt sind, können die Besorgniß, die sie hegen müssen, am Sichersten beseitigen, wenn sie ihre Anstrengungen vereinen. Deshalb schlage ich vor, eine starke Gesellschaft zu gründen, der ihr Kredit die Möglichkeit giebt, Handel und Industrie Vorschüsse zu gewähren. Sie müßte ausdrücklich durch ein Gesetz genehmigt sein und auf den im Folgenden anzudeutenden Grundlagen ruhen. Erstens: Die Regirung verpflichtet sich zu einer Garantiesumme von 50 Millionen Francs. Zweitens: Die Bankiers und Kaufleute bestimmen nach eigenem Gutdünken die Grenzen ihrer gemeinsamen Arbeit und der einzubringenden Beträge; eine Gewinnzusicherung und die Thatsache, daß Verluste ausgeschlossen sind, werden dafür sorgen, daß dieser

zweite Theil des Stammkapitals größer als der erste ist. Im Namen und unter Verantwortlichkeit der Gesellschaft werden Inhaberobligationen ausgegeben, die mit 1 Centime täglich für 100 Francs, jährlich also mit 3.65 Prozent verzinst werden; Auszahlung am ersten April und am ersten Oktober; der Zins wird täglich dem Betrag der Obligation zugezählt. Ein aus Bankiers, Kaufleuten, tüchtigen Industriellen aller Branchen und von der Regirung ernannten Vertrauensmännern zusammengesetztes Komitee hat die Solvenz der Darlehnssucher zu prüfen und die Art des zu fordernden Unterpfandes nebst dem Rückzahlungtermin festzusetzen. Die Vorschüsse werden in Obligationen der Gesellschaft ausgezahlt. Jeder Gläubiger zahlt bis zum Fälligkeittermin 3.65 Prozent Zinsen und $^1/_2$ bis 2 Prozent Kommissiongebühr, je nach der Dauer der Darlehnsgewährung und nach dem Werth der gegebenen Bürgschaft. Der aus dieser Kommissiongebühr erwachsende Gewinn wird bis ans Ende der gemeinsamen Thätigkeit aufbewahrt. Die Gesellschaft ist einstweilen für ein Jahr gegründet; die Frist kann aber verlängert werden. Die Verwaltungskosten und etwa sich ergebende Verluste sind aus dem Gewinn zu decken. Der Ueberschuß wird zwischen Regirung und Subskribenten, je nach der Höhe des gezeichneten Betrages, vertheilt. Eine auf solchen Grundlagen ruhende Gesellschaft hätte für das Ergebniß ihrer Arbeit keine Gefahr zu fürchten. Erstens, weil sie die gesammte Industrie umfaßt, die vereinigt nicht fehlgehen kann. Zweitens, weil diese Gesellschaft eine unter den günstigsten Umständen arbeitende große Bank wäre; denn ihr Risiko wäre auf zahlreiche Personen vertheilt und sie hätte den besten Kredit, der überhaupt zu erdenken ist. Ein Bankhaus kann Schaden leiden, die Gesammtheit aller Banken aber muß gute Geschäfte machen; und unsere Gesellschaft wäre die Vereinigung der stärksten Bankhäuser. Sollte dennoch, wider alles Erwarten, der Verlust den Gewinn übersteigen, so hätte die Regirung ihn bis zum Betrag von 25 Millionen allein zu tragen; ein darüber hinausgehender Verlust wäre von den Subskribenten zu decken und die Regirung hätte nach Maßgabe der restirenden 25 Millionen auch hier mitzuhaften. Sie ist verpflichtet, die Obligationen der Gesellschaft in Zahlung zu nehmen. Die unzweifelhafte Folge solcher Gründung wäre ein schnelles Wiedererscheinen des Geldes; denn die Kapitalisten, die es jetzt, aus Furcht vor kommenden Ereignissen, verbergen oder exportiren, würden froh sein, es zu mindestens $3^1/_2$ Prozent sicher anlegen zu können, und die Bankiers, die es zurückhalten, um eine kommende Konjunktur auszunützen, hätten den Vortheil, ohne Zinsverlust in ihrem Portefeuille ein Umlaufsmittel zu haben, das eben so bequem und so sicher ist wie gemünztes Geld. Die Bankiers könnten die Papiere der ihnen genau bekannten Kunden ruhig weiter escomptiren und sie für eine geringe Kommissiongebühr gegen die Obligationen der Gesellschaft umtauschen. Auf diese Weise würden sie zu Agenten einer Riesencirkulation und hätten die Aussicht auf beträchtlichen Gewinn".

Der Tod des Dschinghiskhan.*)

Der Dschinghiskhan ließ sich in den letzten Wochen vor seinem Tode oft in seine Schatzkammer hinuntertragen. Dort verweilte er viele Stunden lang allein und spielte mit den edlen Steinen, den Perlen und Goldmünzen. Das war ein heimliches Vergnügen, von dem Niemand wußte außer den vertrautesten Dienern, denn vor dem Volk verachtete er Prunk und Geschmeide; so ging er auch in Leder und Eisen gehüllt. Da fand er einen Haufen Goldstücke von einem seltsamen und kunstvollen Gepräge, deren Schrift er nicht lesen konnte. Der Kämmerer erzählte ihm, daß sie aus einem Schatz stammten, der hier an diesem Ort aus der Erde gegraben sei; und man müsse glauben, daß sie von einem früheren Könige des Landes geschlagen worden seien.

Der Dschinghiskhan ließ einen großen Gelehrten kommen, damit Der ihm die Schrift entziffere und von dem König erzähle, dessen Bild die Münzen trugen. Der Gelehrte erwiderte, daß ihm und seinen Freunden die Münzen wohl bekannt seien; aber Niemand von ihnen habe die Zeichen zu deuten vermocht; gewiß sei nur, daß die Goldstücke länger in der Erde liegen müßten als zweitausend Jahre, weil in dieser Zeit Sprache und Schrift der Bewohner dieses Landes sich nicht geändert haben. Er für sich sei der Meinung, daß der König, dessen Bild auf den Stücken geprägt war, über ein sehr großes und gesittetes Reich geherrscht habe, denn die Prägearbeit sei über die Maßen kunstvoll und fein; wenn ein König aber so kunstvolle Münzen präge, müsse er geschickte und gebildete Unterthanen haben und es müsse Reichthum herrschen und schöne Häuser, Schauspiele, Kriegsheere, eine Menge Ackerbauer und Handwerker, Tempel mit Göttern und vieles Andere müsse in hoher Vollendung dagewesen sein.

Als der Dschinghiskhan Das gehört hatte, ward er nachdenklich und sprach: „Was ist doch der Ruhm, wenn der Name eines so mächtigen Königs gänzlich aus dem Gedächtniß der Menschen verschwinden konnte, mitsammt seiner Macht und seinem Reichthum! Und vielleicht hat auch er gedacht, daß sein Andenken nie untergehen wird bei den Menschen, und hat Bauten gethürmt und man hat seine Thaten besungen und Gelehrte haben Geschichtwerke geschrieben über ihn und über seine Vorfahren und haben sein Land ausgemessen in die Länge und Breite; und seine Unterthanen haben gehandelt und gearbeitet, Schätze gesammelt, sich vergnügt, gebetet und ihren rechtmäßigen Erben ihren Besitz vermacht. Und siehe da: nichts ist übrig von Alledem als diese Stückchen Gold!"

Da erwiderte der Gelehrte: „Wenn im Frühjahr die Sonne gradere Strahlen auf die Erde sendet und den Schnee wegschmilzt, so sprießen aus dem feuchten und schwarzen Boden allerlei bunte Frühlingsblümchen hervor, weiße, gelbe und blaue, die freuen sich des Sonnenscheins, blühen und verwelken; und wir denken, daß es so sein muß, — und im nächsten Frühling kommen neue Blümchen; und so ist es von Ewigkeiten her gewesen und wird es auch immer sein. Eben so die Thiere des Waldes und das Vieh, das dem Menschen hilft bei

*) Diese Erzählung wird in einem Novellenbande erscheinen, den der leipziger Insel-Verlag im September ausgeben und der den Titel tragen wird: „Die Prinzessin des Ostens".

seiner Arbeit. Sie werden geboren, saugen an den Brüsten ihrer Mütter, hüpfen und springen und werden größer und nähren sich von Gräsern und Kräutern oder verzehren andere Thiere; und wenn ihre Zeit gekommen ist, sterben sie oder werden getötet und es ist, als wären sie nicht gewesen; aber es kommen immer neue, zu leben in Freude und Harmlosigkeit. Der Mensch nun ist dieser Geschöpfe Krone, weil er sich alle unterjochen und dienstbar machen kann. Aber auch er ist nur ein Geschöpf und unterthan dem Zwang, daß auf seine Blüthe der Tod folgt. Doch unterwerfen sich alle anderen Wesen diesem Zwang gutmüthig und freudig; er aber ist hochmüthig und will auch in diesem Punkte mehr haben denn alle Anderen und wehrt sich gegen den Tod. Ja, noch mehr: die Blume weiß, daß sie eine Blume, und das Thier, daß es ein Thier ist; der Mensch aber will unterschieden sein von allen anderen Menschen und nicht nur vor den Blumen und Thieren Etwas voraus haben, sondern jeder Mensch auch vor seinem Nächsten: Alle sollen ihn rühmen, er selbst aber rühmt kaum jemals Einen, Alle sollen ihn lieben, aber er liebt kaum jemals Einen. Und nicht nur für sich selbst verlangt er Solches, sondern auch für seine Kinder und Kindeskinder. Die Pflanze streut sorglos ihren Samen aus und aus ihm sprießen Pflanzen, die ihr gleich sind; das Thier zieht sein Junges auf, bis es seine Nahrung selbst finden kann, dann verläßt es sein Kind und kennt es nicht weiter; aber der Mensch will mehr; er macht sich ein Bild von Größe und Glück für seine Kinder, die Höheres sein sollen als die Kinder seines Nächsten, und deshalb dehnt er seinen Willen aus über sie. Aber das Alles ist nur ein leerer Hochmuth des Menschen; und da er sich nicht genügen läßt an seiner Herrschaft über die anderen Geschöpfe, sondern außerdem noch etwas Besonderes haben will, macht er sich unglücklich; denn wer nach Ruhm, Ehre, Reichthum, Glanz, Liebe der Menschen, Herrschaft über die Kinder läuft, Der läuft nach Etwas, das ihm von der Natur nicht beschieden ist. So bekümmerst auch Du, o König, Dich um den verschollenen Herrscher nur aus einer falschen Meinung heraus, weil Du nämlich denkst, daß man auch Dich vergessen wird wie Diesen hier; und vielleicht hast Du Dich auch schon früher unglücklich gemacht durch andere solche Wünsche, die hinausgehen über Das, was wir haben können, und könntest doch glücklicher sein als alle anderen Menschen, weil Du sie beherrschest, wie der einfachste Mensch glücklicher sein könnte als alle Thiere, weil er sie beherrscht."

Der König antwortete: „Du hast sehr kühn gesprochen, aber ich will Dir nicht zürnen; denn ein Weiser ist dem König gleich, weil er den Tod nicht fürchtet. Wäre ich ein Gelehrter, so würde ich denken wie Du; und oft, wenn ich mit meinem ehrgeizigen Pferd und meinen gierigen Hunden hinter dem schnellen Asa herjagte, schien mir, im Vergleich mit Gaul und Köter, der Mensch sei nur ein vor Hochmuth krankes Thier. Auch sind ja wohl die anderen Geschöpfe glücklicher als wir, denn ich wenigstens, der ich der Herr der Welt bin und tausend Könige sind mir unterthan, so daß ich sie kann hinrichten lassen, wenn ich will, und ihre Völker und Städte austilgen vom Erdboden, ich habe nur zweimal in meinem Leben ein Glücksgefühl verspürt; nämlich, als ich den ersten Asa mit meinem Pfeil traf und als ich meine Braut raubte und auf mein Pferd schwang. Aber da ich ein König bin, so denke ich anders; und um Dir zu zeigen, daß ich Das nicht aus Thorheit oder Verblendung thue, will

ich Dir mein Leben erzählen; denn das Leben eines Menschen ist das klarste Bild seiner Lehre. Was ich Dir sagen will, habe ich noch nie Einem mitgetheilt, denn ein König soll ein Schauspieler sein; aber da mein Tod herannaht, möchte ich gern über mich einem Mann erzählen, den ich verschwiegen weiß und treu und der Das nicht gebrauchen kann für seine Zwecke, auch meine Worte versteht. Merke Dir aber wohl: Wenn ich Dir auch ein schweres und wenig glückliches Leben erzähle, so klage ich doch nicht, sondern ich freue mich und nicht möchte ich, daß ich ein anderes Leben geführt hätte.

Du wirst immer sehen, daß Kinder und junge Leute frohe, aber leere Gesichter haben, denn das Leben hat für sie keinen Zweck und sie blühen und gedeihen für jeden Tag, weil sie im täglichen Zunehmen ihrer Kraft sind, die ohne ihre Mithilfe ihren Muskeln übermäßiges Blut und ihrer Seele übermäßige Zuversicht verleiht. Deshalb entsprechen sie dem Bild, das Du soeben von Pflanzen und Thieren maltest; und ich selbst dachte zuweilen, es müßte doch ein merkwürdiger Versuch sein, wenn man in einem Volk alle Leute über zwanzig Jahre in jedem Frühling hinrichten ließe, so daß das ganze Volk nur aus Jugend bestände; wahrscheinlich würde viel Glück, Lustigkeit, Kunst und Stolz in solchem Volke wohnen und die Nachbarn würden es beneiden. So war auch ich ein froher Knabe und Jüngling und ich sagte Dir schon von den beiden Augenblicken des Glückes in der damaligen Zeit. Am Seltsamsten geschah mir, als ich meine Braut raubte; da hatte ich ein Gefühl, als sei ich der wichtigste Mensch auf der Welt und Alles gehöre mir, während ich doch nur ein geringer Reiterhäuptling war; später, als ich der Herr der Welt wurde und mir Alles gehörte, so weit Solches überhaupt möglich ist, hatte ich nie wieder dieses Gefühl; denn schon ein schlichter Ackersmann, der hinter seinem pflügenden Ochsen herging und auf die Furche vor sich schaute, hätte mich in solcher Meinung irr gemacht, obwohl der Mann in Wahrheit für mich doch nichts war als ein Käferchen oder eine Blattlaus; oft wurde ich, als ich noch in meinen Mannesjahren stand, wüthend über solche thörichten Gefühle, und da ein König, weil die Leute ihn fürchten müssen, denn sonst werden sie übermüthig, oft Thaten begehen muß, die ihnen unbegreiflich sind, so ließ ich auch wohl dieser Wuth die Zügel schießen und befahl, daß harmlose Leute getötet werden.

Ich bin nicht von wollüstiger Art und deshalb kam ich bald in einen gleichmüthigen Zustand, nachdem ich verheirathet war; ich freute mich meines Weibes, meiner Waffen, meiner Pferde und alles anderen Besitzes; und das größte Vergnügen gewährte mir die Jagd. Nun scheint es aber, daß ich eine gewisse Schwäche in meinem Wesen habe, die man sonst wohl Güte nennt, indem man ein falsches Wort gebraucht. Nachdem mein Weib zwei Kinder geboren, den Sohn und die Tochter, die Du kennst, wandte sie sich einer neuen Gemüthsverfassung zu; sie fragte mich nach vielen kleinen Dingen, machte mir Vorwürfe über thörichte Sachen, hatte beständige Sorge, daß die Kinder krank seien, und so weiter. Ich aber war zu schwach, diesem Unwesen zu steuern — vielleicht wäre ihm gar nicht zu steuern gewesen —, und so wurde ich am Ende ganz furchtsam, wenn sie zu mir sprechen wollte, weil ich immer meinte, sie werde klagen. Deshalb sann ich mir allerlei Arbeit aus, die mich so beschäftigte, daß sie nicht an mich kommen konnte; oder wenn sie doch zu mir sprach,

dann hatte ich so viele andere Gedanken, daß ich ihre Worte und Sätze nicht hörte. Das Alles geschah aber nicht absichtlich, sondern ganz langsam, wie von selbst. Mir war später immer merkwürdig, daß große Dinge einen so lächerlichen Anfang nehmen können. Aber wahrscheinlich habe ich in meinem geheimsten Innern doch immer einen Willen zur Herrschaft über die Welt gehabt.

Nun will ich Dir ein großes Geheimniß aus der Kunst der Könige sagen; zwar ist es so einfacher Art, daß man sich nicht genug über die Einfältigkeit der Menschen wundern kann, die es nicht merken. Du weißt, daß die Reiche und Staaten der Menschen von der verschiedensten Art sind; die Macht und Vorzüglichkeit der einen beruht auf großem Reichthum der Unterthanen, der anderen auf großer Menge des Volkes, der dritten auf Freigiebigkeit des Bodens und so fort. Die größte Macht aber hat ein König, der ein Heer von tapferen Männern besitzt, die hungrig nach Erwerb und Belohnung sind, denn mit diesen kann er alle anderen Könige unterwerfen und zinspflichtig machen; solche Männer aber findet man gemeiniglich nicht bei den reichen oder fleißigen Völkern oder bei denen, die viele Menschen haben und guten Boden, sondern in schlechten und rauhen Ländern bei den armen Völkern, die sich nicht viel vermehren können aus Armuth, wie wir Mongolen sind. Nur kann man schwer so viele Männer, wie erfordert werden, zusammenbringen und halten, weil eben das Volk zu klein ist und die Entfernungen in armen Ländern zu groß. Diesen Mangel aber vermag man zu ersetzen durch Schnelligkeit; denn wenn ein Heer so schnell ist, daß es zwei feindliche Heere nach einander schlagen kann, so ist es offenbar eben so gut wie zwei Heere. Da ich nun mich sehr viel mit den Dingen des Volkes beschäftigte, so fiel mir Dieses ein; und nach langem Nachdenken fand ich auch die Mittel zu solcher Schnelligkeit: weil nämlich ein großes Heer durch das Mitschleppen der Nahrung viel Zeit verliert, erfand ich eine Weise, wie man die Nahrung für Mann und Pferd so trocknete und zusammenpreßte, daß ein Mann für zwei Wochen immer ohne Beschwerde mit sich führen konnte. Hierdurch bewirkte ich, daß meine Reiter die ganze Welt eroberten, da sie immer viel schneller waren als die Feinde und deshalb angreifen konnten, ehe die Gegner sich zu einem Heer zusammengethan hatten, das ihnen überlegen war.

Du wirst ja auch wissen, daß jede Handlung, die man begeht, solche Folgen hat, daß man die nächste Handlung nicht mehr mit der selben Freiheit begehen kann wie die erste; so kommt es, daß wir mit den Jahren immer unfreier werden durch die Verstrickung in das Netz unserer eigenen Thaten. Mit je geringerer Freiheit man aber handelt, mit desto geringerer Lust handelt man; deshalb hatte ich mit der Zeit immer weniger Vergnügen an den Eroberungen und mehr Langeweile. Zuletzt übergab ich die Führung des Heeres meinem Neffen Marzuk, da mein Sohn zu thöricht ist für solche Dinge, und beschäftigte mich selbst mit der Einrichtung und Verwaltung der eroberten Länder, — sehr ungern, denn auch hier handelt es sich nur um wenige ganz einfache Dinge, die sich immer wiederholen, und es fehlt doch die Freude an Kampf, Lager, Reiten, Gefahr und heller Luft. Aber Erobern ist nöthig; denn stehen wir still, so fallen erstens die anderen Völker über uns her, und weil wir bei unserer geringen Zahl nur im Angriff siegen können, wie ich Dir schon erklärte, so würden sie uns dann ganz ausrotten. Zweitens aber ist unser Heer naturgemäß

von einem thörichten Dünkel beseelt, als seien unsere Siege irgend welchen übermenschlichen Eigenschaften zu danken, die es besitze, und es würde daher nie Ruhe halten. Da aber doch endlich das letzte Volk der Welt bezwungen sein wird, muß ich bis dahin alle früher eroberten Völker so in Ordnung gebracht haben, daß sie eng mit mir verbunden sind durch ihre Verwaltung und nicht loskönnen; denn alsdann werde ich wahrscheinlich meine alten Krieger nebst ihrem Führer Marzuk ermorden lassen müssen, weil sie sicherlich im Innern Aufruhr erwecken würden, wenn sie ihre Thätigkeit nicht mehr nach außen wenden können. Das ist aber nur möglich, wenn die eroberten Länder ganz sicher in meiner Hand sind.

... Aber was rede ich? Meine Tage sind ja gezählt, meinem thörichten Sohn kann ich nichts anvertrauen und Marzuk wird heute oder morgen zurückkehren, weil er weiß, daß ich im Sterben liege, und meinem Sohn die Herrschaft entreißen will. Nur auf meine Tochter kann ich mich verlassen, — auf ein Weib!"

Der Dschinghiskhan schwieg. Der Gelehrte vermochte nichts zu erwidern vor Bewegung und Furcht, denn er meinte, der Dschinghiskhan werde ihn hinrichten lassen, wenn er ausgeredet habe, weil er sich dann vor ihm schämen werde.

Der Dschinghiskhan fuhr fort: „Siehst Du jetzt, daß ich vom Leben eine andere Meinung haben muß als Du? Mir erscheint die Erde wie ein großer Haufe wimmelnder Ameisen und ich könnte mir gar nicht vorstellen, daß ich selbst eine solche Ameise wäre, wie ich mir doch bei verständiger Ueberlegung sagen muß. Mein ganzes Leben war Verdruß und Langeweile; viel lieber als aller Ruhm, Macht und Reichthum wäre mir gewesen, wenn ich in Schnee und Wetter in der Steppe hätte jagen können oder mit Freunden lustig sein und Lieder singen. Dazu habe ich einen viel elenderen Tod als andere Menschen, denn den Aerger über das Lügen und die geheuchelte Trauer haben wohl Alle und wohl Alle merken, wenn sie sterben, daß sie doch ganz allein sind auf der Welt und auch immer allein waren, weil die Anderen ja nur an sich denken, wie man selbst doch auch; aber als Besonders habe ich die Sorge um mein Reich, die Sorge, wie Alles nach meinem Tode werden soll, und ich sehe keinen rechten Ausweg und das letzte Mittel wird auch nicht viel helfen; ich will nämlich meinen thörichten Sohn mit meiner tüchtigen Tochter verheirathen, damit sie ihn leitet. Und doch, Gelehrter, will ich kein anderes Leben geführt haben und Dein Frühlingsblumenleben möchte ich nicht."

Nach diesem Gespräch wurde der Gelehrte mit reichen Geschenken entlassen und der Dschinghiskhan lebte weiter in seiner früheren Art.

Auch sagte der Dschinghiskhan noch: „Erst jetzt sehe ich, daß ich gar nicht glücklich war; früher habe ich es nicht gewußt. Das ist sehr merkwürdig; aber ich hatte wohl keine Zeit, zu spüren, daß ich nur Verdruß hatte und Langeweile."

* * *

Er wußte aber, daß sein Uebel tötlich war, denn all seine Vorfahren hatten in den Jahren, in denen er sich jetzt befand, über die selben Leiden geklagt wie er und waren daran gestorben.

Zwar haßte er die Aerzte, aber als das erste und noch leichte Mißbehagen Wochen lang anhielt, ließ er doch einen berühmten Arzt kommen. Der erschien mit einer besorgten, theilnehmenden und beruhigenden Miene, die ihn

ärgerte; er befühlte ihn und fragte ihn und bereitete ihm ein Mittel. Als das nicht half, wurde ein zweiter Arzt geholt, dessen Angesicht aussagte, daß der erste ein Dummkopf sei; er aber werde schon Hilfe bringen. Als auch dieses Zweiten Mittel nicht half, wurden Beide zugleich bestellt und nun zeigte sich, daß sie zwar zitternde Furcht vor dem Dschinghiskhan hatten und in tiefster Seele um ihr Leben besorgt waren, daß jedoch das eigentliche Interesse Jedes darin bestand, zu zeigen, daß er Recht habe und den Anderen für dumm halte. Der Dschinghiskhan aber, obwohl er ganz genau sah, daß er selbst den Beiden gänzlich gleichgiltig sei, und wußte, daß auch seinem Vater und Großvater Niemand zu helfen vermocht hatte, lauschte doch mit heimlicher Angst und Hoffnung auf ihre Worte, indem er sich dabei über ihre Dummheit ärgerte. Er lag in seinem kahlen und leeren Zimmer auf einem harten Bett unter einer einfachen Decke und neben ihm stand ein Tischchen mit vielen aufgehäuften Schriftstücken.

Täglich kam seine Gattin und sprach zu ihm, um ihn zu trösten. In der ersten Zeit sagte sie, heute sei es gewiß besser als gestern; dieser Satz war ihr endlich ganz geläufig geworden, so daß sie ihn gedankenlos aussprach, obwohl sie wußte, daß ihr Mann die tötliche Krankheit seines Vaters habe, den sie in seinen letzten Jahren noch gekannt hatte. Nachher fragte sie ihn immer, wie er geschlafen habe, und fügte dann hinzu, sobald er nur erst wieder schlafen könne, werde er auch gesund werden. Daran knüpfte sie dann den Vorwurf, daß er sich überarbeite.

An einem Tage, als er sich ganz besonders heftig über ihre gedankenlosen Reden ärgerte, sagte er ihr, wenn er sterbe, so werde sie keinen Schutz haben in den Unruhen, die dann ausbrächen, und vielleicht werde man sie ermorden. Da weinte sie, machte ihm Vorwürfe, daß er jetzt, wo sie ohnehin ein so schweres Herz habe, noch solche Dinge sage, und ging hinaus; nach kurzer Zeit aber trat sie wieder ein und sprach, wenn er tot sei, so möge sie auch nicht mehr leben. Ueber diese Worte stieg ihm solche Wuth auf, daß er sich der Wand zudrehte und nichts mehr sagte. Dann kam sie eine Zeit lang mit irgend welchen gleichgiltigen Geschichten, von ihren Mägden oder von den vornehmen Herren und Damen des Hofes; alle Erzählungen aber begleitete sie mit bemitleidenden Blicken und vorwurfsvollen Seufzern.

Manchmal fühlte er einen heftigen Schmerz in der Brust, weil er so allein war, und er fragte sich, ob wohl alle Menschen nur so leere Hülsen seien; sein eigenes Leben durchforschte er und fand, daß er nur einmal in einer Lage gewesen sei wie seine Frau, nämlich am Sterbebett seines Vaters; und er erinnerte sich, daß er in der Todesstunde des kranken Mannes daran gedacht hatte, daß jetzt gerade die schönste Jagdzeit sei und er doch nicht jagen könne; und als ihm Das durch den Geist schoß, sah er einen tief schwermüthigen Blick seines Vaters auf sich gerichtet; er schämte sich, wurde ärgerlich auf seinen Vater und machte ihm Vorwürfe, daß er nicht auf sich achte, genau in dem liebevollen und doch feindsäligen Ton wie jetzt seine Frau und mit dem selben gezwungenen Blick; der Kranke aber wandte sich seufzend ab und schaute geduldig ins Leere. Das fiel ihm jetzt ein. Sein Vater war ein harter Mann gewesen. Einmal hatte er eigenhändig fünfzig Vornehmen das Haupt abgeschlagen, während die Frauen und kleinen Kinder um Gnade bettelten; er aber hatte sie wegschleifen

lassen; und als ihn einst ein vergifteter Pfeil im Oberschenkel verwundet hatte, brannte er mit einem weißglühenden Eisen selbst die zischende und brodelnde Wunde aus, ohne mit dem Gesicht zu zucken, ja, was ihm das Stärkste schien, ohne in prahlerischer Weise zu lachen oder zu scherzen. Damals aber hatte er einen so jammervoll geduldigen Blick gehabt.

Auch sein Sohn kam täglich, ihm die Hand zu küssen und nach seinem Befinden zu fragen. Als er noch ganz klein war, hatte er wunderbar strahlende Augen gehabt und einen Ausdruck von Festigkeit und Stolz in dem unentwickelten Gesicht. Jetzt war sein Gesicht hübsch und leer geworden; er sprach Vielerlei durcheinander, ohne starke Zuneigung zum Einen oder Anderen. Der Dschinghiskhan hörte ihm traurig und gelangweilt zu, wußte, daß die Gedanken des jungen Mannes bei irgend einer Thorheit waren, einem Putz oder einer eitlen Verliebtheit, und daß seine Reden noch weniger aus einer Ueberlegung hervorgingen als die seiner Mutter, denn er schwatzte nur, sie aber wollte ihn zerstreuen; Gefühl aber hatte er eben so wenig wie sie. Dem Khan jedoch kamen jetzt in den einsamen Stunden, wo ihn die Schmerzen nicht arbeiten ließen, allerlei Dinge von vormals, so eine Zärtlichkeit, als er einst den Kleinen, da er noch nicht sprechen konnte, zu sich aufs Pferd gehoben hatte; der Kleine hatte gejauchzt und vor Freude gezappelt.

Und einmal war ihm in einer einsamen Stunde, als er vor sich hinsann, daß er hätte weinen mögen, weil er sich selbst bemitleidete; und er sehnte sich, ein kleines Kind zu sein, das krank in seinem Bettchen liegt, und die Mutter sitzt neben ihm, stützt ihm das Köpfchen und das Kind sieht beruhigt und gläubig in die Höhe in die Augen der Mutter.

Ganz anders als mit Diesen war es mit Alang, seiner Tochter. Sie war die Einzige, mit der er ruhig darüber sprach, daß er sterben werde, weil sie nicht verdrießende und lügnerische Worte sagte und mit theilnehmenden Augen blickte; sondern bei ihr war das Sterben so einfach und selbstverständlich, wie es in Wirklichkeit ist: deshalb erweckte sie ihm nie das Gefühl der Verlassenheit zwischen Masken. Nur in seiner besonderen Angst, wie es später mit seinem Reich werde, konnte auch Alang ihn nicht beruhigen und er hatte eine Scheu, zu ihr von seinem Plane zu sprechen; denn er wußte wohl, daß sie eine Zuneigung für Marzuk empfand; manchmal dachte der Dschinghiskhan deshalb auch, daß sie ihn vielleicht vergiftet habe.

Mit Alang nun geschah ihm etwas sehr Sonderbares. Einmal, als sie sich unbeobachtet wähnte, wandte er rasch den Kopf und blickte ihr ins Gesicht. Da sah er an ihr einen Ausdruck heftigen Mitleidens. Hierüber gerieth er in solche Wuth, daß er nach seinem Schwert griff, das neben seinem Bett stand, und sie mit schrecklicher Stimme anschrie; sie erschrak, daß er sie in den Knien zittern sah. Da legte sich seine Wuth plötzlich; aber Alang entfloh durch die Thür. Dieser Vorgang blieb ihm immer unbegreiflich, weil er kurz vorher Sehnsucht nach wirklichem Mitgefühl gehabt hatte, das nicht gelogen wäre.

* * *

Es war aber das Reich des Dschinghiskhan das größte, das je auf der Erde gewesen, und seine Macht war die vollständigste, denn die Großen und

Vornehmen ihres Volkes hatten sein Vater und er mit der Zeit alle vernichtet und seine Diener waren Sklaven, für Geld gekauft; nur Marzuk ausgenommen, weil das Heer sich nur von einem Freien führen ließ. Und so genau war Alles geordnet, so bestimmt war die Pflicht eines Jeden beschrieben, so klar seine Abhängigkeit und sein Befehlen, daß ohne die geringste Veränderung, Nachlässigkeit oder Verzögerung jeder Auftrag des Dschinghiskhan peinlich genau ausgeführt wurde, als seien die Diener Arme, nicht besonders und für sich lebende Menschen. Von seinem Hause aus gingen strahlenförmig Wege in die entlegensten Theile des Reiches; auf diesen waren in gewissen Entfernungen Posten aufgestellt mit Pferden und die trugen von Hand zu Hand seine Befehle überall hin mit Windeseile, wie beim Löschen eines Feuers eine Kette Menschen die Eimer in Schnelligkeit wandern läßt.

Es dehnte sich aber das Reich aus von Norden, wo ewiger Schnee liegt und die Menschen Hunde vor ihre Schlitten schirren, mit weißen Bären kämpfen und der Hauch des Athems gefriert, bis zum Süden, wo die übergroße Hitze die Leute schlaff macht und einzelne allein in Wäldern wohnen, büßen und über Gott nachdenken und solche Kraft gewinnen, daß sie Felsen und Berge bewegen durch ihr Wort; wo Elephanten in großen Heerden grüne Wiesen haushohen Grases durchziehen und verfallene Tempel im schweigenden Walde ruhen, mit steinernen Bildern von Göttern und Königen; und nach Osten dehnte es sich, wo die Menschen reich sind an Seide, Porzellan und edlen Metallen und sich in kostbare Felle kleiden, deren Härchen vergoldet sind; und hohe Thürme bauen sie aus Porzellan mit goldenen Glöckchen, die im Winde klingeln; und nach Westen herrscht der Dschinghiskhan über das Land hinweg, wo Wasser aus der Erde quillt, das brennt und in hohen Flammensäulen die Nacht erleuchtet, und wo wunderbare Thiere wohnen, Vögel, die Wolle tragen, und ein Vogel, der so groß ist wie ein Berg, und ungeheure Schlangen, die Erdbeben erzeugen, wenn sie sich bewegen, Wälder zerbrechen und hochgemauerte Städte umwerfen. Im Norden war die äußerste Grenze die Eiswüste, wo kein Mensch leben kann vor Kälte, und im Süden die feurige Mauer am Ende der Welt, der nur die an Hitze gewöhnten Leute des dortigen Landes nah kommen dürfen, und im Osten war die Grenze das öde Meer, das sich ausdehnt ohne Ende, und im Westen stießen die Heere auf die Länder der Menschen, die von Kopf bis Fuß in Eisen gepanzert sind und auf ungeheuren, in Eisen gepanzerten Rossen reiten, so daß Niemand sie verwunden kann. Und alle Völker waren dem Dschinghiskhan unterthan, die in diesem Kreise wohnten, und zitterten vor seinen Befehlen. Das waren Völker mit brauner und weißer und gelber und schwarzer Hautfarbe, die den Acker bebauen mit Pflug und Stier oder mit dem Spaten den Boden umwenden oder reiche Heerden weiden in der blühenden und duftenden Steppe, in das finstere Innere des blauen Gebirge sich hineinarbeiten, Gold und Silber zu holen, auf schnellen Rossen das flüchtige Wild jagen und abends am Feuer unter dem freien Himmel verzehren, mit großen Karawanen durch sandige und weiße Wolken ziehen und ungemessene Reichthümer gewinnen, aus den weiten und still gleitenden Flüssen, in winzigen Kähnen sitzend, Fische fangen, aus unzugänglichen Bergen auf kleinen Rossen flink hervorbrechen, rauben, plündern und sengen, in den dichten Wäldern lebend, kostbare Spezereien gewinnen von

den Bäumen, Gummi und Mastix und Gewürze aller Art, in das Meer untertauchen und Perlen fischen vom Grunde. Und alle diese Völker schickten Abgaben und Steuern dem Dschinghiskhan, edle Metalle, Perlen, Jünglinge und Jungfrauen, seltene Thiere, kostbare Felle, Edelsteine, Gewürze, fremde Muscheln, Meernüsse, Zähne vom Einhorn und das Gefieder der Vögel, die aus dem Paradies kommen, Schnitzereien aus Elfenbein und Kästchen aus wohlriechendem Holz, Seidenstoffe, mit Blumen durchwirkt, oder kunstvolle Figuren von Menschen und Thieren und blaue Seidenstoffe mit goldenen Sternen und Sonne und Mond; auch edle Rosse wurden geschickt mit Jahrtausende altem Stammbaum, deren Sehnen auf dem Fleisch lagen wie Peitschenschnüre, und ihre Augen funkelten vor Lust und Hochmuth. All diese Reichthümer kamen zusammen beim Dschinghiskhan, der gekleidet war in Leder und Eisen und wohnte in einem kahlen Raum, wo ein schlechtes Bett stand, ein Tischchen und ein Schreibzeug. Und hätte er mit diesem Schreibzeug einige Worte geschrieben auf Streifen Pergament und ein Siegel beigefügt und hätte die Briefe fortgeschickt in die vier Weltgegenden und hätte geschrieben, daß seine Diener sollen alle Städte anzünden und verbrennen bis auf den Grund und alle Reichthümer in die Flammen werfen und alle Saaten verheren durch stampfende Rosse, so wären alle Städte aufgeflammt zum Himmel an dem selben Tage und in einem Schrei hätten alle Völker sich zum Himmel gewendet und alle Saat wäre vernichtet und Keiner hätte gewagt, auch nur das Häuschen einer Wittwe zu verschonen und den Acker einer Waise. Und hätte er befohlen, daß alle Erstgeburt der Menschen in seinem Reich solle in den Sklavenstand gestoßen und vor ihn gebracht werden, so wären an einem Tage lange Züge gekommen von den vier Enden der Welt, mit Ketten beladene Jünglinge und Jungfrauen, die das Haupt beugten, weinten und vor ihm in den Staub fielen, und die Eltern in der ganzen Welt hätten gejammert; aber auch nicht ein blinder Mann hätte gewagt, den einzigen Sohn zu behalten, der ihn ernährte.

* * *

Der Dschinghiskhan hatte Alang, seine Tochter, und seinen Sohn Hia vor sich kommen lassen. Durch viele Kissen gestützt saß er aufrecht im Bett und seine Brust brodelte. Er sprach: „Hia, ich weiß, daß Du ein Narr bist und mein Reich nicht wirst halten können. Schon ist Marzuk zurückgekehrt, und wenn ich gestorben bin, wird er Dich ins Gefängniß werfen, Deine Schwester heirathen und die Herrschaft an sich reißen. Zurückgekehrt ist Marzuk gegen meinen Befehl und ich kann ihn nicht bestrafen, denn weil ich im Sterben liege und einen thörichten Sohn habe, würde einen Befehl gegen Marzuk Niemand befolgen; aber auch, ihn heimlich ermorden zu lassen, ist unmöglich, denn er ist schlau und vorsichtig. Deshalb sollst Du Deine Schwester als Gattin heimführen. Das soll noch heute geschehen. Du wirst Alles anordnen."

Die Geschwister wurden blaß und verneigten sich vor dem Dschingiskhan.

„In drei Stunden soll die Feier stattfinden; bis dahin muß Alles bereit sein. Dann werde ich Dir meinen Siegelring geben und Du wirst König sein; ich aber will heute sterben.

Wenn ich tot bin, so öffnet Ihr diesen Brief; er enthält meine Befehle für die künftige Regirung des Landes. Hia, bedenke, daß Du eine schwere Arbeit

vor Dir hast. Alang soll Dir helfen; sie hat Einsicht und weiß Vieles. Du sollst die unterworfenen Völker nicht drücken, sondern begünstigen. Du sollst ihnen sagen, ich sei ein blutgieriger Tyrann gewesen, Du aber wolleſt für sie sorgen, daß sie in Ruhe leben und reich werden."

Nach diesen Worten sank der Dschinghiskhan in die Kissen zurück. Die Geschwister verließen das Zimmer. Hia ging nach unten, Alang ging nach ihrer Kammer zu.

Hia kleidete sich in köstliche Gewänder, seidene, purpurne Leinwand, in Schmuck von Gold und edlen Steinen. Dann setzte er sich auf sein Roß; auch sein Gefolge stieg zu Roß und ritt hinter ihm her. Vorauf gingen zwei Trompeter, die bliesen, und das Gefolge rief: „Hoch lebe König Hia!" Die Leute kamen aus den Häusern und nahmen die Mützen ab; einige riefen: „Hoch lebe König Hia!" Viele standen unmuthig zur Seite. Krieger schrien dem Zug höhnende Worte zu.

Als Alang nach ihrer Kammer ging, sah sie Marzuk, der in einer Fensternische saß. Er lachte ihr zu mit strahlenden Augen und seine weißen Zähne blitzten.

„Weshalb lachst Du mir zu, Marzuk?" fragte Alang.

„Weil Du das schönste Geschöpf Gottes bist, das ich in meinem Leben gesehen habe."

„Wenn Das wahr ist: weshalb küssest Du mich nicht auf den Mund?" erwiderte Alang.

Alang stieg in ihre Kammer, setzte sich auf die Truhe und sah nach dem offenen Fenster. Schneeflocken trieb der Sturm herein. Marzuk trat in die Kammer und sah in ihr Gesicht; es bewegte sich nicht, blickte in die Schneeflocken. Da warf er den Riegel vor die Thür, daß er klirrte, hob sie in die Höhe mit seinen Armen, küßte sie und seine Augen leuchteten wie Wolfsaugen. Und sie hing sich an seinen Hals, lachte und rief: „Marzuk!" und wand sich gleich einer Schlange in seinen Armen. „Ich habe das Reich", schrie er, „ich halte das Reich!" Sie lachte laut. „Hörst Du meines Bruders Trompeten und die Hochrufe? Horch! . . . Du riechst nach frischer Luft, Pferdeschweiß und Blut. Du sollst das Reich erben, meinen Bruder Hia sollst Du umbringen; aber Du mußt mir schwören, daß Du mich nicht verstoßen willst. Aber auch wenn Du mich verstoßen wolltest, so solltest Du das Reich doch haben." Sie lachte. „Wer hat denn die Thür verriegelt? Ich weiß nicht, daß ich die Thür verriegelt habe. Wenn meine Mägde kommen, so werden sie sagen: Alang hat ihren Liebsten in ihrer Kammer, deshalb hat sie die Thür verriegelt. Am hellen Tage hat sie ihren Liebsten in der Kammer. Dann werden sie sagen: Ein Held ist ihr Liebster, er hat Narben auf seiner Brust, breite, feurige. Stark ist er, mit einem Arm riß er ein Pferd nieder, das sich bäumte. Eine schallende Stimme hat er; wenn er befiehlt, so hören es Zehntausend."

Ferner sprach sie:

„Hörst Du die Stimmen, die rufen: Hoch König Hia? Mein Bruder kommt zurück mit seinen Schmeichlern. Er will den Ring holen. Du aber mußt jetzt mit zum Vater kommen, Dir soll er den Ring geben."

Und sie gingen hinab zum Dschinghiskhan. Der lag allein in seinem kahlen Zimmer. Denn seine Sklaven huschten in den langen Gängen des Schlosses, brachen verschlossene Thüren auf, suchten und raubten kostbare Ge-

wänder, Silbergeräthe und große Elephantenzähne, die gefunden werden im Norden unter dem Schnee; sie schleppten keuchend und schwitzend, flüsterten hastig und scheu, denn sie hatten Angst, daß der Dschinghiskhan aufwache aus seinem Sterben und heraustrete aus seinem Zimmer unter sie. Vor seiner Thür vorbei huschten sie am Schnellsten. Ein frecher Knecht aber schrie laut: „Ich schlage ihn tot, wenn er kommt.“ Da gaben die Anderen ihm einen Stoß, daß er stolperte, denn er war mit lang schleppenden Seidenstoffen beladen. Und die Frau des Dschinghiskhan irrte umher in dem finsteren Schatzgewölbe, suchte die kostbarsten Steine und Perlen, die sich leicht verbergen lassen, und große Beutel voll Gold stellte sie sich auf die Seite, sie auf ihrem Zimmer zu halten, denn sie wollte fliehen nach dem Tode des Dschinghiskhan, weil sie für sich von dem neuen Herrn fürchtete, mochte er nun ihr Sohn Hia sein oder ein Anderer.

Halb gebrochen waren schon die Augen des Dschinghiskhan; auf seiner Brust röchelte es und pfiff. Aber er hob noch die Augenlider, als die Beiden eintraten. Alang rief ihm ins Ohr: „Hier, Vater, mein Bräutigam: gieb ihm den Ring!“ Und sie hatte Marzuk an der Hand gefaßt. Der Dschinghiskhan konnte keine weitere Bewegung machen; nur seine Augäpfel gingen nach oben, daß man das Weiße sah, und seine Hand mit dem Ring ballte sich.

„Den Ring!“ rief ihm Alang ins Ohr.

Aber der Dschinghiskhan rührte sich nicht mehr; es war, als ob seine Gestalt in sich zusammensinke, weil sie schwer geworden war.

„Er ist tot, Alang“, sagte Marzuk.

„Wenn er tot ist, dann wollen wir ihm die Hand öffnen, so lange sie noch warm ist und biegsam, damit wir den Ring bekommen“, sprach Alang, und versuchte, die Faust zu öffen. Aber die Faust war so zusammengekrampft, daß sie nicht geöffnet werden konnte. Marzuk faßte sie, wandte alle Kraft an, konnte aber die Hand nicht öffnen. Die Augen des Dschinghiskhan waren stehen geblieben nach der letzten langsamen Bewegung: man sah nur das Weiße.

Alang ergriff das Schwert Marzuks und schnitt in das Gelenk des Fingers ein. Marzuk wandte sich ab.

„Das that ich für Dich“, sprach Alang und reichte ihm den Ring.

Nun gingen die Beiden hinaus und stiegen auf ihre Pferde. An Marzuks Hand blitzte der Ring des Dschinghiskhan. Um ihn schaarten sich die Krieger; jubelnd riefen sie: „Hoch Marzuk, unser König!“ Schneeflocken schmolzen auf glühenden Gesichtern. Hia wurde verlassen von Allen, stand allein, erstaunt und ängstlich; da wurde er ergriffen und ins Gefängniß geworfen. Marzuk aber sprach zu den Kriegern, daß sie sich freuen sollten; denn der Dschinghiskhan habe das gemeine Volk geliebt, das den Rücken beugt und den Boden bearbeitet, Handel treibt und reich wird in steinernen Häusern. Er aber wolle die Welt zu einer glatten Tenne machen für die stolzen Reiter, ritterliche Spiele darauf zu treiben mit ihren Rossen.

Lichterfelde. Paul Ernst.

Von Lilien träum' ich ...

Von Lilien träum' ich, ich träume von Rosen
Und von dem berauschenden Duft der Narzissen,
Um an dumpfen Tagen und sonnenlosen
Von nichts als nur meinem Traum zu wissen;
Und durch die dämmernden Gärten leise
Geht es wie Rauschen von silberner Seide,
Geht es wie klingende Harfenweise,
Wie vergessenes Lied von Lust und Leide.

Näher rauschts durch die Rosenblätter
Auf den verwachsenen wilden Wegen
Und im Gebüsch die Marmorgötter
Wollen lächelnd die Lippen regen;
Näher rauscht es, ich fühle die Arme,
Um meinen Nacken die kosenden Hände ...
Und mich umschmeichelt der Traum, der warme,
Der süße Traum, der Traum ohne Ende.

Und ich sehe zwei Augen in leuchtender Wonne,
Leuchtend, als ob sie bei Namen mich riefen,
Augen, so licht wie die Sommersonne,
Augen, so tief wie die Meerestiefen;
Und Lippen legen sich auf die meinen
Und ich träume von Küssen, die bleich uns verfärben,
Küsse, in denen zwei Leben sich einen,
Küsse, daran wir vergehn und sterben.

Und Liebesworte, wie singende Flammen ...
Die Rosen, die Lilien athmen und glühen
Und aus den lodernden Trümmern zusammen
Zwei Seelen empor zur Sonne fliehen.
Im Arm den Leib, den lilienschlanken,
An meiner Brust Dein Haupt zu wissen —
Rosenträume und Liliengedanken
Und darüber den süßen Duft der Narzissen ...

Hamburg. Theodor Suse.

Selbstanzeigen.

Das schlanke, blasse Mädchen. Hermann Seemann Nachfl., Leipzig.

Der Knabe hat davon geträumt, später, wenn er „groß" geworden, auszuziehen wie im Märchen, um die „Prinzessin" zu suchen. Als er dann aber in den großen Wald kam, fand er sie geschändet. Da riß er ihr die Fetzen des Purpurs von dem schlanken weißen Leib und spie ihr ins blasse Antlitz. Aber als er dann wieder in seiner Einsamkeit saß, erwachte die „Qual des Zweiten": er rang mit dem schmerzlichsten aller erotischen Probleme. Przybyszewski spricht davon: „Dieser Mann da ist vom Dämon der tiefsten Mannesinstinkte, die vom Weibe Reinheit verlangen, besessen. Und dieses Weib da lag schon in fremden Armen; schon Mehrere waren da, an die es sich mit der selben eklen Brunst geschmiegt hatte wie jetzt an ihn. Der Gedanke ist auf den Boden seiner Seele gefallen, faßte Wurzel und wuchs in der tropischen Hitze des Seelenfiebers zu einem riesigen Unkraut an. Zuerst war es nur eine unangenehme Empfindung, dann schwoll sie zu einem schmerzhaften Herzkrampf und jetzt kann er sie nicht mehr anrühren, ohne an seine Vorgänger zu denken. Er raste, das Weib in seiner Seele neu zu gebären, um das andere, das sich da vor ihm wälzt, zu vergessen." Der Träumer ist durch den Schmerz zum Mann geworden, aber er weiß nicht, daß die höchste Liebe nur Schmerz ist. Noch weiß ers nicht, bis auch diese Erkenntniß durchbricht. Wie nichtig und klein erscheint ihm da plötzlich die entsetzliche Tragoedie! Ja, ihm wurde es entweiht, der sich anbetend vor dem jungen Weib beugte, das ihm das Feinste und Köstlichste auf Erden erschien, weil er allein es in seiner Eigenart ganz erkannt hatte. Doch nun endlich hat er überall Schönheit finden gelernt, auch die wunderbare Schönheit des Schmerzes, die Schöpfermacht verleiht, daß Alles wieder neu wird... Das ist der Inhalt meines neuen Buches, eines „modernen" Romans, — keines Märchens.

Erdmann Graeser.

Kollegen. Schauspiel in drei Aufzügen. Straßburg i. E., Verlag von Josef Singer. Preis 1,50 Mk.

Die „Kollegen" sind zwei Aerzte, die mit einander in einer kleinen Stadt den Kampf um die Praxis kämpfen, wie er an so vielen Orten und unter so vielen „Kollegen" ausgefochten wird. Die Waffen, die die Gegner dabei führen, sind oft recht unsauber. Aber wer die Nothlage der Aerzte kennt, wird viel weniger über all die Niedertracht, die dadurch gezeitigt wird, sich entrüsten, als darüber sich wundern, daß es unter den Aerzten überhaupt noch anständige Kerle giebt.

Stephansfeld i. E. Dr. Eduard Heß.

Max Klinger. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. Preis 3 Mark.

Mein Buch ist aus heller Freude an einem Künstler entstanden, der so ganz sein Eigener ist, wie es in unserer verallgemeinernden Zeit nur recht Wenige

von sich behaupten können. Er will weder Schulen stiften noch Axiome aufstellen, ja, er ist sogar dreist genug, zu behaupten, daß es Dergleichen in der Kunst überhaupt nicht giebt. Ich habe mich bemüht, am Beispiel dieses großen Künstlers zu zeigen, daß die persönlichste Kunst die werthvollste ist.

Charlottenburg. Lothar Brieger-Wasservogel.

*

Von Emile Zola zu Gerhart Hauptmann. Erinnerungen zur Geschichte der Modernen. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. — **Majestät.** Ein Königsroman. Berlin, Otto Janke.

Bisher hat in der geschichtlichen Darstellung der modernen Bewegung die norddeutsche Note vorgeherrscht. Meyer, Bartels, Hanstein und Andere machten in mehr oder weniger einseitiger Auffassung norddeutsche Musik. Hier läßt sich ein Süddeutscher vernehmen. Er schildert in anspruchlosen Aufzeichnungen, die allem Kapellmeisterlichen, Professoralen, Dogmatischen in weitem Bogen aus dem Wege gehen, wie er in die deutsche Belletristik kam. Den Jahren nach der Aelteste der „Jüngstdeutschen", kam er nach vierzehn Studienjahren im Auslande zurück in die Heimath. Im eigentlichen Sinn kam er vom mittleren Wagner, von dem früheſten Nietzsche und dem befehdetsten Zola her in die literarisch-künstlerische Bewegung. Auch Ibsen stand er sehr bald persönlich nah. So ist ihm die Entwickelung und der Einfluß dieser großen europäischen Bahnbrecher zum langen persönlichen Erlebniß geworden. An der jüngstdeutschen Bewegung und dem Hochgang des Naturalismus hat er innerlich und mit der That einen umfassenderen Antheil gehabt, als es aus den norddeutschen Darstellungen ersichtlich wird. Geradezu gefälscht hat ihn nach Wesens- und Charakterart der berliner Literaturprofessor Richard Meyer. Für den unbefangenen Geschichtschreiber dürften die vorliegenden Aufzeichnungen dokumentarischen Werth haben. Ohne Nutzen und Erheiterung wird ihnen auch der einfache Leser nicht seine Beachtung schenken.

Der Roman „Majestät" bezeugt, daß der Verfasser nicht im Naturalismus untergegangen ist. Diese Lebensdichtung ist eine Lebenserklärung. Ein König, den Psychiatern, Bildungphilistern und Moralinsäuerlingen ausgeliefert, wird hier dem höheren künstlerischen Menschenthum zurückgegeben und in eine neue Lebenssphäre gerückt. Dieser Königsroman kann durch nichts und Niemand widerlegt werden, denn er ist aus der reinsten Liebe zum freien Menschen und Künstler geboren. Der Verfasser, durch glückliche Umstände unterstützt, hat über ein Thatsachenmaterial verfügt, wie es nicht leicht einem seiner Kritiker zu Gebote stehen wird. Er durfte aus geistlichen und profanen Quellen schöpfen, die heute jedem Anderen verschlossen sind.

München. Michael Georg Conrad.

Eine freisinnige Gründung.

In einer Besprechung der verschiedensten Bankgeneralversammlungen sagte ich am fünften April dieses Jahres über die Deutsche Genossenschaftbank: „Der Direktion der sich mühsam ernährenden Genossenschaftbank will und kann Niemand etwas Ernstliches vorwerfen. Aber Direktionen, die noch ohne Strohmänner auskommen, scheinen sich jetzt schon nicht mehr für vollwerthig zu halten. Sie handeln ungefähr so wie kleine Knaben, die glauben, um erwachsen zu scheinen, müßten sie Cigaretten rauchen. Die Direktionen der kleinen soliden Banken sollten sich aber diese Mätzchen schnell wieder abgewöhnen; anständige Frauen brauchen nicht den Ehrgeiz zu hegen, ihrer auffallenden Kleidung wegen auf der Straße für Cocotten gehalten zu werden". So schrieb ich, weil ich unangenehm erstaunt gewesen war, in der Generalversammlung der Genossenschaftbank Herrn Hubert Claus, den Direktor eines von der Bank abhängigen Eisenwerkes, mit der Miene des unabhängigen Aktionärs der Verwaltung ein Loblied singen zu hören. Ich weiß, daß mein Hang zum Pessimismus mir vielfach übelgenommen wird; aber soll man nicht zum schwärzesten Pessimisten werden, wenn jede Regung des Optimismus so bestraft wird wie in diesem typischen Fall? Ich habe die Leute, die hinter den altmodischen Fenstern und Thüren des ehrwürdigen Bankgebäudes in der Behrenstraße sich durch der Zeiten Noth zu bringen suchen, für ungeschickte, aber solide Geschäftsleute gehalten. Deshalb sah ich in dem Strohmannsdank der letzten Generalversammlung nur eine plumpe Nachahmung der in der Nachbarschaft üblichen Geschäftssitten. Daß ich geirrt hatte, daß der Strohmannsdienst sehr nöthig gewesen war, lehrte mich erst die Semestralbilanz der Genossenschaftbank. Sie enthüllt einen Verlust von 2,670,000 Mark, der nicht etwa die Folge von Ausfällen der regulären Geschäfte, sondern durch eine Gründung- und Spielthätigkeit verursacht ist, die gerade von dieser Bank nicht zu erwarten war. Der erste Paragraph des Statutes der Genossenschaftbank schließt ausdrücklich die Spekulation für eigene Rechnung aus. Doch welcher Vorstand einer Aktiengesellschaft kümmert sich heutzutage noch um die Statuten? Die Aktionäre, die ja, so lange das Geschäft gut geht, nicht nach der Herkunft des Gewinnes fragen, sondern mit Vespasian denken: Non olet, sahen diesem Treiben ruhig zu. In der letzten Generalversammlung der Genossenschaftbank erhoben sich zwar kritische Stimmen, die aber von der Verwaltung schnell beschwichtigt wurden. Die Verletzung der Statuten ist hier besonders tadelnswerth, weil die Aufgaben der Bank nach ganz anderer Richtung wiesen. Man darf sie eine deutschfreisinnige Familiengründung nennen, die den Traum Schulze-Delitzschs verwirklichen und der Mittelpunkt bürgerlicher Kreditgenossenschaften werden sollte. Im Aufsichtrath der Bank finden wir neben Herrn Hugo Hermes, dem Namensvetter und Verwandten der freisinnigen Lokalgröße, den greisen Langerhans, den Reichstagsabgeordneten Karl Blell und den Genossenschaftanwalt Dr. Crüger aus Charlottenburg; der berliner Stadtrath Struve ist vor ein paar Wochen aus Gesundheitrücksichten ausgetreten. Der freisinnigen Familiengründung geht es nun wie der freisinnigen Familie selbst. Vom Ideal allein kann sie nicht mehr leben. Das war einst nahrhaft, bevor der Sozialismus seine Konkurrenz begann. Die politische Partei, deren einziger Charakter, bei allen

Mängeln, schließlich doch Eugen Richter ist, unterstützt in den Stichwahlen schon wirthschaftliche Gegner. Die Genossenschaftfirma ist sehr oft nur das Aushängeschild für bedenkliche Geldgeschäfte, die ein Direktor auf eigene Faust nicht zu machen wagt, und der Betrieb der Genossenschaften wirft nicht so viel ab, daß man sich mit den Dividenden der großen Aktiengesellschaften messen könnte. Auch wird die intime Organisation der Genossenschaften vielen Kreditinstituten zu eng. Sobald sie erstarkt sind, schlüpfen sie in das bequemere Gewand der Aktiengesellschaft und vergessen alle Pietät gegen die Genossenschaft. Die neue Aktiengesellschaft stellt Bedingungen, die man erfüllen muß, wenn man die Kundschaft nicht verlieren will. Schon dadurch ist die Bank gezwungen, über den Rahmen des Statutes hinauszugehen. So wurde in der letzten Generalversammlung erzählt, man habe die jungen Aktien des Elberfelder Bankvereins übernehmen müssen, um sich die Kundschaft des Vereins zu erhalten. Doch solche Statutenüberschreitung ist, obwohl auch sie dem Buchstaben widerspricht, immer noch weit von den Thaten entfernt, die der Bank die Verluste gebracht haben.

In dem Verzeihung erbittenden Bericht fallen namentlich drei dunkle Punkte auf: die Gewerkschaft Kyffhäuser, die Akkumulatoren Werke Watt und die Spiritusglühlicht-Gesellschaft Schuchhardt & Co. In dem Geschäftsbericht vom ersten März 1902 war über die Genossenschaft Kyffhäuser gesagt, sie sei in der Bilanz mit 340 000 Mark bewerthet worden. „Wir hoffen", hieß es, „daß die Realisation dieser Betheiligung, die bisher nicht möglich war, sich beim Eintritt besserer Verhältnisse durchführen lassen wird." Jetzt stellt sich aber heraus, daß die Betheiligung 1,110,000 Mark beträgt. Woher kommt nun die Differenz zwischen März- und Augustbericht? Zur Entschuldigung wird angeführt, die Betheiligung stamme aus dem Konkurs des Naumburger Bankvereins und die Gutachten hätten anfangs günstig gelautet. Jetzt aber sieht man sich gezwungen, die Gewerkschaft völlig ihrem Schicksal zu überlassen. Das bedeutet aber nicht nur den Verlust des eigenen Antheils, sondern man muß auch noch einen Theil des Verlustes der übrigen Konsorten mit in den Kauf nehmen, weil man vergessen hatte, die Einwilligung der Konsorten zu größeren Vorschüssen einzuholen. Diese traurige Enthüllung erklärt wenigstens zum Theil den Gegensatz der beiden Berichte. Man hatte, wie üblich, nur die Aktienbetheiligung angegeben, nicht aber die mindestens eben so wichtige Betheiligung durch Vorschüsse.

Von der selben Art war die Berichterstattung über die Akkumulatoren-Werke. Im letzten Bericht hieß es: „Den Betrag, mit dem die Aktien der Wattakkumulatoren-Werke zu Buch standen, haben wir abgeschrieben". Zugleich wurde eine Reorganisation der Gesellschaft angezeigt. Jetzt hören wir, daß eine Betheiligung von $1^1/_2$ Millionen Mark durch Kredite entstanden ist. Ist solche Art der Berichterstattung noch als erlaubt zu betrachten? Der letzte Bericht zählt, außer der Kommanditbetheiligung bei einem berliner Privatbankier, zweiundzwanzig Betheiligungen mit zusammen rund 2 Millionen auf. Selbst so kleine Summen wie 37 000 Mark sind genau verzeichnet. Welcher Aktionär konnte da ahnen, eine so gewissenhaft scheinende Berichterstattung werde Millionenkredite verschweigen? Noch schlimmer ist die Verschleierung in dem Fall der Spiritusglühlicht-Gesellschaft Schuchhardt & Co. Hier betrug die nominelle Betheiligung sogar nur 10 000, der Kredit aber belief sich auf annähernd 400 000 Mark. Bei

dieser Gesellschaft sind die allerseltsamsten Dinge vorgekommen. Wie der Bericht der Bank selbst zugestehen muß, gab es Generalversammlungen und Aufsichtsrathssitzungen in den letzten Jahren dort überhaupt nicht.

Wer trägt nun die Schuld? Im Bericht lesen wir: „Die Entstehung der Verluste ist im Wesentlichen auf die Geschäftsführung des persönlich haftenden Gesellschafters Herrn Siebert zurückzuführen, dem in wichtigen Angelegenheiten leider zu freie Hand gelassen worden ist. Herr Siebert ist in Folge Dessen aus der Gesellschaft ausgeschieden. Als wir, veranlaßt durch die Veränderungen unserer Personalverhältnisse in der berliner Direktion und zugleich in Folge der Erkrankung des Herrn Siebert, die in Frage kommenden Geschäfte einer erneuten Prüfung unterzogen, stellte sich heraus, daß wir bei der bisherigen Werthschätzung und bei Beurtheilung unserer Konten großen Theils von unrichtigen und unzutreffenden Voraussetzungen ausgegangen sind, die auf den Anschauungen des Herrn Siebert beruhten, sich aber nicht als stichhaltig erwiesen und einer gründlichen Korrektur bedurften." Der Sündenbock ist also Herr Siebert, den zu seinem und seiner Kollegen Glück ein Schlaganfall niederwarf. Die schwersten, auch strafrechtlich zu ahndenden Verfehlungen werden ihm namentlich in Bezug auf die Spiritusglühlicht-Gesellschaft nachgesagt. Ja, wo waren denn aber die übrigen Vorstandsmitglieder? Von je her war in der Genossenschaftbank das frankfurter vom berliner Geschäft streng getrennt. Den frankfurter Herren mag es deshalb schwer gewesen sein, die Akten der Bank zu prüfen. Das befreit sie nicht von der Regreßpflicht, erklärt aber ihre Unthätigkeit. Hat aber Herr Weill, das berliner Vorstandsmitglied, nie daran gedacht, nach dem Geschäftsbericht der Spiritusglühlicht-Gesellschaft zu fragen, der seine Bank einen Kredit von Hunderttausenden gewährt hatte? That ers, dann mußte er merken, daß Bilanzen und Berichte nicht vorhanden waren; that ers nicht, dann ist seine Fahrlässigkeit unfaßbar. Herr Weill sitzt in vielen recht gut bezahlten Aufsichtsrathsstellen. Wir finden ihn bei der Terraingesellschaft Berlin NO., beim Dresdener Bankverein, der Krefelder Straßenbahn, der Privatbahnlinie Königsberg-Cranz, dem Eisenhüttenwerk Thale, der Hallischen Maschinenfabrik, der Gesellschaft Butzke, der Allgemeinen Deutschen Kleinbahngesellschaft, der Straßenbahn Bochum-Gelsenkirchen, dem Berliner Maklerverein, der Berlinischen Rückversicherungsgesellschaft u. s. w. Hat Herr Weill von diesen Gesellschaften nie Tantieme genommen oder war er auch für sie thätig? Dann hat er seine schätzbare Arbeitkraft in unverantwortlicher Weise seiner Bank entzogen. Freilich stand ein Theil der erwähnten Gesellschaften mit ihr in Geschäftsverbindung und die Bank hatte deshalb ein Interesse an der Ueberwachung, nicht das geringste aber an den Ehrenämtern, die Herr Weill im Börsenvorstand und im Aeltestenkollegium bekleidete. Solche Aemter soll nur übernehmen, wer dafür bürgen kann, daß seine bezahlte Thätigkeit nicht darunter leidet. Herr Weill sitzt auch im Ehrengericht der berliner Börse. Unter seiner Mitwirkung bin ich zu einem Verweis verurtheilt worden, weil ich mich durch angeblich grobe Fahrlässigkeit des kaufmännischen Vertrauens unwürdig erwiesen habe. Wie denkt das löbliche Ehrengericht nun über die grobe Fahrlässigkeit des Herrn Weill? Denn daß eine grobe Fahrlässigkeit vorliegt, ist zweifellos. Mir ist Herr Weill wegen einer gewissen Wichtigthuerei seines Gebahrens nicht gerade sympathisch;

aber ich halte ihn für einen makellos ehrlichen Mann und bin überzeugt, daß er seinem Kollegen Siebert das Handwerk gelegt hätte, wenn er den Dingen näher getreten wäre. Er hat sie nicht geprüft; und diese Fahrlässigkeit ist am Ende doch noch etwas „gröber" als die eines Journalisten, der die Meldung eines vertrauenswürdig Scheinenden weitergiebt.

Und wo war der Aufsichtrath? Der alte Langerhans mag entschuldigt sein. Warum wählen die Aktionäre für ein Amt, das frische Thatkraft fordert, einen müden Greis! Sie mögen die Folgen tragen. Aber die Anderen, vor Allen der Genossenschaftanwalt Crüger? War er von dem Versuch, das Eindringen der Sozialdemokraten in die Genossenschaften zu hindern, so in Anspruch genommen, daß er nicht sah, was in seiner Bank von „destruktiven Elementen" geleistet wurde? Dann durfte er sich nicht als Aufsichtrath bezahlen lassen.

Die Arbeit des Aufsichtrathes war freilich dadurch erschwert, daß die Deutsche Genossenschaftbank keine Aktiengesellschaft, sondern eine Kommanditgesellschaft auf Aktien ist, deren rückständige Form durch die persönliche Vermögenshaftbarkeit der Vorstandsmitglieder den Gläubigern erhöhte Sicherheit, den Aktionären aber beschränkte Machtbefugnisse gewährt, ohne daß auch sie Sicherheitäquivalente empfangen. Das Statut der Genossenschaftbank nützt — echt freisinnig — die Möglichkeit, der Kommanditistenplebs das Dreinreden zu verbieten, weidlich aus. Jetzt hat man, mit einem Seitenblick auf die Statuten der Genossenschaftbank, die Kommanditgesellschaften arg gescholten. Aber diese Statuten sind nicht das Gesetz. Sie können geändert werden, auch gegen den Willen der persönlich haftenden Gesellschafter, deren Zustimmung zu manchen Aktionärbeschlüssen nothwendig ist. Mit Recht; denn wer mit ganzem Vermögen haftet, darf nicht Andere allein regiren lassen. Diese Zustimmung ist aber natürlich nicht nöthig, wenn die Aktionäre beschließen, die Regreßklage einzuleiten. Und Das sollten sie sofort thun. Die Form ihrer Gesellschaft sollten sie aber, aus Gründen, die ich später anführen werde, vorläufig unangetastet lassen.

Plutus.

Der Lausekanal.

Herr Victor von Podbielski, Husarengeneral, nebenbei auch Minister für Preußens Landwirthschaft, Domänen und Forsten, hat eine Reise in den Borussenorient riskirt. Mal sehen, dachte er, was da oben eigentlich los ist, wo die Wölfe einander Gute Nacht wünschen, Maibowle aus viel Rum und wenig Wasser gebraut wird und die Agrarier die dicksten Haare auf den Zähnen haben. Sehr löblich; der Sohn des Generalquartiermeisters ist ein praktischer Geschäftsmann, nennt sich selbst gern einen "hellen Jungen" und hat in West- und Ostpreußen gewiß Manches gesehen, was in die berliner Akten den Weg bisher noch nicht gefunden hatte. Einstweilen war von der Sommerfahrt nur das Echo derber Polterreden an unser lauschendes Ohr

gelangt. Seine Excellenz hatten über das Schweinevieh zu schimpfen geruht, das ihr Auge ärgerte, allerlei Rathschläge gespendet, den Landwirthen Bescheidung empfohlen und gesagt, wer etwa jetzt noch auf eine Erhöhung der Agrarzölle im neuen Tarif hoffe, werde eklig rinschliddern, denn die Regirung sei fest entschlossen, nicht den ruppigsten Pfefferling mehr in das längst volle Maß zu werfen. Dagegen war nichts einzuwenden. Die Landwirthe des armen Ostens können von einem so geriebenen Händler sicher noch viel lernen; und der Glaube, Anklänge an die Gardekaserne verriethen Genialität, gehört zu den harmlosen Vergnügungen, die man einem Minister nicht mißgönnen darf. Als die Rede auf die Handelsverträge kam, rief Herr von Podbielski: „Kinder, die Hauptsache ist ja, daß wir ordentliche Leute hinschicken, die sich nicht einseifen lassen; aber... Wenn ich die Sache zu machen hätte, sollten den Kerlen die Augen übergehen!" Ein echter Victor; faut se fier à Bibi! Auch solche Selbsteinschätzung ist, so lange das Vermögen dem prüfenden Blick verborgen wird, nicht anzufechten. Dann aber gabs eine Ueberraschung. Irgend ein Tischgenosse fragte den munteren Reisenden, ob ihm wirklich das Ministerium der Oeffentlichen Arbeiten angeboten worden sei. Hätt' ick ooch haben können, ist die Antwort; aber Kavalleriebrigadier, Post, Landwirthschaft, Eisenbahnen: hätte sich 'n Bisken komisch gemacht. Meechen für Alles. Und dann — der folgende Satz ist wörtlich citirt —: „ick wer mir doch nich mit dem Lausekanal vor'n Bauch stoßen lassen!" Ueber Geschmacksfragen soll man nicht streiten. Herr von Podbielski hat das Recht, zwischen Fisch und Pfirsich für die Behandlung der Staatsangelegenheiten die Tonart zu wählen, die ihm beliebt. Wenn er die Veröffentlichung seiner Worte aber nicht hindern kann, darf er sich auch gegen die Kritik nicht sträuben. Was er gesagt haben sollte, klang so unglaublich, daß man ein Dementi erwarten mußte. Es kam nicht; und Privatbriefe bestätigen die Meldung, der Satz sei gesprochen worden. Der Staatsminister von Podbielski hat also den geplanten Mittellandkanal den Lausekanal genannt. Damit kann er — Grimm hilft hier nicht weiter — nur gemeint haben, der Kanal sei eine werthlose, lästige, widrige Sache. Nun muß ihm, der seit Stephans Tode in hohen Staatsämtern sitzt und vorher ein Führer der konservativen Reichstagsfraktion war, bekannt sein, daß dieser Kanalplan seit mindestens vier Jahren die Gestaltung der preußischen Politik bestimmt, daß der König von Preußen in der Ausführung dieses Planes die wichtigste Aufgabe des mitteldeutschen Verkehrswesen sieht, daß die Regirung die größten Anstrengungen gemacht hat, um das „großartige Kulturwerk" durchzusetzen, daß Miquel aus dem Amt gejagt worden ist, weil er diese Anstrengungen nicht mit dem gehörigen Eifer zu unterstützen schien, und daß viele Beamte disziplinarisch bestraft worden sind, weil sie als Abgeordnete dem Wirthschaftinteresse ihrer Wähler durch die Ablehnung des Kanalplanes dienen zu müssen glaubten. Nicht um eine Kleinigkeit handelt sichs: in einer Zeit hoffnungloſen Niederganges und schlechter Staatsfinanzen werden Hunderte von Millionen den geschwächten preußischen Steuerträgern für den Kanal abverlangt. Die Gegner des Kanals haben gesagt, er sei zu theuer, sei ein unmodernes Verkehrsmittel, entziehe dem Ackerbau die schon jetzt nicht ausreichenden Arbeitkräfte in Schaaren, die nie wieder aufs flache Land heimkehren, und erleichtere die billige Einfuhr fremder Feldprodukte; den Jammerruf des ewig rathlosen Dutzendbureaukraten Thielen, die Eisenbahn könne im Rheinland und in Westfalen die ihr zugemuthete Leistung nicht mehr bewältigen, haben sie verhöhnt und dem Jammermann als Muster die privaten Straßen-

bahnen empfohlen, deren Leiter als unfähige Patrone geſcholten werden, wenn ſie ſich nicht ſchnell jeder Verkehrsſchwankung anzupaſſen wiſſen. Kein Menſch aber, kein noch ſo wilder Agrarier hat bisher den Kanalbau ſo ſchroff verurtheilt wie Herr von Podbielski, der Miniſter für Landwirthſchaft, Domänen und Forſten; ihm iſt er eine ekelhafte Laus, die man ſich nicht an den Leib kommen läßt. Gerade von ihm hätte mans nicht erwartet. Er verkehrt intim mit der Großfinanz, hat dem Kaiſer Kohlenhändler, Direktoren von Banken und Elektrizitätgeſellſchaften vorgeſtellt und wird von der berliner Kaufmannſchaft als eine Stütze im Rath der Krone betrachtet. Hat er all dieſen Leuten nie geſagt, daß er in dem Kanalbau ein nationales Unglück ſehen müßte? Oder hält ers mit dem Apoſtel Paulus, der an die Korinther ſchrieb: „Den Juden bin ich geworden als ein Jude, auf daß ich die Jude gewinne. Denen, die unter dem Geſetz ſind, bin ich geworden als unter dem Geſetz, auf daß ich Die, ſo unter dem Geſetz ſind, gewinne. Denen, die ohne Geſetz ſind, bin ich als ohne Geſetz geworden, auf daß ich Die, ſo ohne Geſetz ſind, gewinne. Ich bin Jedermann Allerlei geworden, auf daß ich überall Etliche gewinne"? Iſt er in Oſtelbien gegen, in Weſtelbien für den Kanal? Nach Allem, was wir von dem trefflichen preußiſchen Staatsminiſterium erlebt haben — und es iſt, bis auf die über jede Vorſtellungmöglichkeit hinausgehende Ungeſchicklichkeit im Fall Löhning, wirklich nicht wenig —, möchte mans dennoch nicht glauben. Nicht glauben, daß ein Miniſter, ein Offizier der Antwort auf eine Grundfrage preußiſcher Politik ausweichen könne. Herr von Podbielski iſt Mitglied des Preſſeklubs und bei den berliner Meinungmachern gut angeſchrieben, — ſo gut, daß ſeine Hoffnung, eines Tages die Kanzlerwohnung beziehen zu dürfen, zwar von den Diplomaten, aber nicht von den Journaliſten mit gebührender Heiterkeit aufgenommen ward. Deshalb iſt ihm der Satz noch nicht vorgerückt worden, der einen Miquel in ſpäteſtens dreimal vierundzwanzig Stunden von der Höhe geſtürzt hätte. Die luſtige Huſarenſeele ſoll aber nicht glauben, durch ſo kluge Verſippung ſei ſie nun gegen alle Stürme geſchützt. Als Herr von Podbielski zum Staatsminiſter ernannt war, hat der Kaiſer in einem Magnatenſchloß von ihm geſagt: „Die Laufbahn dieſes Mannes iſt noch nicht beendet." So hätte er ſicher nicht geſprochen, wenn er gewußt hätte, daß ſein Lieblingprojekt von keinem Anderen geringer geſchätzt wird als von dem Miniſter für Landwirthſchaft, Domänen und Forſten. Hat der Herr, der angeblich ja das Herz auf der Zunge trägt, ſeine Anſicht dem König verborgen? Die Umgeſtaltung des Staatsminiſteriums, ſo hieß es, war nöthig geworden, weil eine Willenseinheit geſchaffen werden mußte, die allein gegen ſtarke Widerſtände die Kanalvorlage durchzubringen vermag. Hat der Herr, der ſo frei und froh von der Leber redet, dem Miniſterpräſidenten geſagt: Mich können Sie nicht brauchen, denn ich halte Ihren Kanal für einen gräulichen Unſinn? Oder hat er ſein Diplomatentalent darin gezeigt, daß er ſchwieg und die Treppe ins Miniſterium hinaufſchlüpfte, mit der reservatio mentalis, ſich das Kanalwaſſer nicht an den rundlichen Leib kommen zu laſſen? Hat er gedacht: Die paar Hundert verbutterten Millionen ſind kein Unglück, wenn die Leute dafür einen hellen Jungen als Miniſter bekommen? Einerlei. Die Sache iſt der Witzblattſphäre entwachſen. Und wenn die Klubfreunde des Schweigens Pflicht noch ſo eifrig erfüllen: von der Kanalvorlage kann im Ernſt nicht wieder die Rede ſein, ſo lange der Autor des Geflügelten Wortes vom Lauſekanal im preußiſchen Staatsminiſterium ſitzt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.